

# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 20.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Voranszahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$  M.

Berlin, 15. October 1893.

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Voranszahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$  M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Aus dem Leben eines Wunderkinds.

Von Emile Erhard.

Mit Illustrationen von René Reinicke.

(Fortsetzung.)

Die Taufe.

Bei der Taufe benahm sich das Kind gebildet, aber feck.

Es hatte ein langes weißes Kleid mit rosa Schärpe an und sah sehr hübsch aus.

Tante Lieschen hatte auch ein weißes Kleid mit rosa Schärpe an und sah auch sehr hübsch aus.

So standen sie mit einander vor dem Herrn Pastor. Das Kind betrachtete den Herrn Pastor mit seinen großen, schwarzen Augen während der Taufrede unverwandt.

Tante Lieschen hatte auch große schwarze Augen, aber sie betrachtete den Herrn Pastor nur mitunter und ganz verstohlen und sanft. Darüber konnte der Schüchternste nicht aus dem Text gerathen, da es aber doch geschah, mußten wohl des Täufelings Augen Schuld daran sein.

Mädchenhaft war es gar nicht, einen jungen Herrn, dazu noch einen Pastor, mit schwarzen Augen eine Viertelstunde lang unverwandt anzustarren.

Nach dem Tauf-Aкте nahm Gretchen die Küsse sämtlicher Anwesenden mit Fassung hin, den Papa als letzten hielt sie aber am Schnurrbart fest, wobei dann beide verständnisvoll lachten. Worüber — das wurde später klar.

Sie hatten eine gemeinsame Erinnerung aufgefrischt und eine Verabredung getroffen.

Beim Tauf-Diner, als auf Gretchens Wohl getrunken wurde, erschien der Vater nämlich mit dem Glas an der Wiege, und das Kind nahm einen herzhaften Schluck.

Die Sache war ja nichts Neues für beide.

Sympathie befestigte fortan das Band der Natur.

Das erste Wort.

Es konnte eigentlich für ein bedeutliches Omen gehalten werden, daß Gretchens erstes Wort nicht Papa oder Mama — wie sich's schickt, sondern der eigene Name war. Die Sache hatte aber eine Entschuldigung.

Die Eltern waren nämlich mit dem fünf Monate alten Kinde in ein Bad gereist. In Bädern haben bekanntlich die Leute nichts zu thun, als sich zu amüsiren, resp. zu langweilen. Dazu betrachten sie sich gegenseitig.

Dies und gewisse Redensarten bekam Gretchen früh satt.

„Ach welch' hübsches Kind! Ist es ein Junge?“

„Nicht? So ist es ein Mädchen? Wirklich!“

„Wie alt ist es denn?“

„Wem gehört es?“

„Wie heißt es?“

Dies wiederholte sich tagtäglich unzählige Male.

Der Amme wurde es, wie es schien, nicht zu viel, sie spreizte sich wenigstens unermüdet mit dem Kinde auf der besuchtesten Promenade. An einem langen, sonnigen Tage hatten diese banalen Phrasen das Kind wieder verfolgt — die Sonne neigte sich, und die Amme dachte an den Heimweg. Da kam eine Bäuerin des Weges, sie trug ein schwarzes Kopftuch und eine Kiepe auf dem Rücken und war eine Bekannte der Amme aus deren Heimat.

Die Unterhaltung mit ihr gestaltete sich ganz anders als die bisherigen Unterhaltungen. Gretchens wurde nur flüchtig Erwähnung gethan, hingegen sprachen sie viel von einem anderen Kinde.

Endlich warf die Bäuerin auch einen Blick auf Gretchen: „Das da sieht gescheidter aus wie der Bub“, sagte sie, „S'ist freilich auch schon älter.“

„Doch nicht, vierzehn Tag' jünger als meins.“

„Ei was! Ich hab' gemeint, es wär' ein Jahr alt — ein mächtig' groß' Stück das.“

„Man spürt's auch,“ sagte die Amme.

„Schentst's ihm immer noch?“



RENÉ REINICKE

Aus dem Leben eines Wunderkinds.

Das Kind betrachtete den Herrn Pastor . . . . . unverwandt.

„Frei!“

Die Bäuerin hielt ihren großen, braunen, knöchernen Zeigefinger an des Kindes Lippen, Gretchen verweigerte ihm den Eingang.

„Es hat keinen Appetit,“ entschuldigte die Amme.

Die Bäuerin gewann Interesse an dem Kind.

„Merkwürdig,“ sagte sie, „wie heißt's denn?“

Zwischen hatte die Amme in einen Apfel gebissen, der unter ihren Zähnen krachte, sodaß sie die Frage überhörte. Frisches Obst zu essen, war ihr verboten, der halbreife Apfel aus dem Korbe der Bäuerin schmeckte ihr aber besser, als das süße Apfel-Compot, das sie täglich erhielt. Die Bäuerin wiederholte ihre Frage nach dem Namen, und da die Amme vor Rauen und Krachen nicht zum Antworten kam, so that es das Kind an ihrer Stelle, öffnete den Mund und sprach laut und deutlich: „Dehtchen.“

Die Bäuerin fuhr erschrocken zurück und bekrenzte sich, und der Amme blieb das letzte Stück Apfel zwischen den Zähnen stecken.

„Fünf Monate und seinen Namen sagen — mit der Stimme und dem Blick — das Kind muß verheert sein!“ meinte die Bäuerin und ging scheu von dannen.

„Das hat seinen Namen schon lange gewußt, es wollt's aber keinem sagen, als bloß der Lina, weil die zu meiner Freundschaft gehört.“ So erzählte die Amme zu Haus den entzückten Eltern.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

## Verförgung.

Roman von F. von Kapff-Essenther.

(Fortsetzung.)

„Ach Gott, noch immer, noch immer!“ hauchte Ella. Da zog Bruno sie, wie damals im Thiergarten, glücklich an sich, und dieses Mal wußte sie sich wirklich in seinen Armen geborgen; heiße Küsse tauschten sie und wiederholten immer dieselben Worte.

„Und nun gehst Du mit mir nach Berlin zurück, Ella, und läßt das überflüssige Studium bleiben!“

Sie lachte sorglos; dieser Wunsch war doch wohl nicht ganz wörtlich zu nehmen.

„Möchtest Du denn wirklich so gern eine recht dumme Frau, Bruno?“

„Nein, mein Schatz, ich habe mich ja darum in Dich verliebt, weil Du klug bist!“

„Nun — siehst Du! Ist es denn nicht sehr hübsch, daß ich nun auch alles verstehe, was Du thust, an allem Antheil nehme, was Du anstrebst, Bruno?“

„O, das ist freilich wahr,“ gab er zu. Und nun schmeichelte er sich in diesen Gedanken hinein. Er würde eine Frau haben, wie keiner seiner Kollegen! Schon sah er sie im Geiste, wie sie in seinem Ordinations-Zimmer waltete, ihm zur Hand ging, seine Instrumente, seine Haus-Apothek in Ordnung hielt.

„Es ist doch wohl gut, daß Du etwas Ordentliches gelernt hast, Ella. Wir werden vortreffliche Kameraden sein!“

Und so geschah es, daß Bruno und Ella ganze zwei Stunden die glücklichsten Brautleute waren; dann aber trat ein Umschwung ein.

Braun hatte sich inzwischen in eine Aneipe begeben; er konnte nicht ohne Gesellschaft trinken, und trinken mußte er, denn er war wegen Ellas Spaziergang mit dem spottfüchtigen Doctor verstimmt.

Hand in Hand traten die beiden vor die Tante hin und gaben die nöthige Aufklärung.

Ahnungslos lächelnd erklärte Bruno, daß er Ella ihr baldigst zu entführen gedenke. Die alte Dame schaute zunächst verwundert d'rein.

„Ich meine, da gehören zwei dazu,“ sagte sie dann trocken.

„Natürlich, verehrtes Fräulein, aber zwei bringen es sehr leicht zu Wege, und sehr schnell.“

Die erste Regung Annas war eine freudige gewesen, jetzt aber gewann ein aufflammender Aerger die Oberhand.

Das sieht ja aus, als wollten Sie das Mädchen, das mir eine Tochter geworden ist, sobald als nur irgend möglich meinem Einflusse entziehen!“

Ella fiel der Tante um den Hals.

„Wie kannst Du so etwas von Bruno glauben!“ rief sie in bittendem Tone.

„Ich danke Ihnen von Herzen für alle die Liebe, die Sie Ella erwiesen,“ sagte der junge Bräutigam, „aber das hindert doch nicht, daß ich sie am liebsten gleich nach Berlin mitnehme. Denn jetzt forge ich für sie, sie braucht nicht weiter zu studiren.“

Anna verfärbte sich; in ihrem einen Auge blitzte es seltsam auf!

„Wenn es Ellas Wunsch und Entschluß ist,“ sagte sie gedehnt, „so muß ich mich freilich fügen . . . natürlich . . .“

Da wurde auch Ellas Miene ernst. Sie begriff erst jetzt recht, was Bruno wollte, und mit jener Bestimmtheit, die all' ihr Thun und Reden kennzeichnete, machte sie sich von seiner Hand los und fragte:

„Ja, warum denn das Studium abbrechen, Bruno?“

Er schaute sie höflich verwundert an:

„Nun, Du hast doch jetzt mich dafür, meine liebe Ella!“

„Freilich, das ist ja wunderschön, Bruno — aber so mit einmal fortlaufen, von meinem Pflagemütterchen und von meinen Arbeiten, das geht nicht, dafür sehe ich den Grund nicht ein!“

„Aber Ella,“ rief er, ganz verblüfft über diese ihm völlig unbegreifliche Wendung, „Du wirst meine Frau, was braucht es weiter?“

Sie sann eine Weile nach, gleichsam als prüfe sie seinen Einwand.

„Und alles, was mich bisher erfüllt hat, soll ich plötzlich fortwerfen, wie ein abgetragenes Kleid? Wie eine thörichte Laune, der ein vernünftiger Mann nun ein Ende gemacht hat? Das kann Dein Ernst nicht sein, Bruno!“

Auch er stupte jetzt einen Augenblick; dann aber sagte er fest:

„Gewiß, Ella, es ist mein Ernst! Du hast doch nur studirt in der Voraussetzung, unverheirathet zu bleiben. Nun ist es anders geworden. Das schöne Mannesrecht, selbst für mein Weib zu sorgen, lasse ich mir nicht verkümmern!“

„Höre mich an, Bruno,“ drang sie in ihn, „es handelt sich ja nicht um die Verförgung; ich will aber nicht preisgeben, was ich mühsam errungen, was ich und viele Gleichgesinnte für ein Verdienst halten! Und deshalb schon solltest Du nicht verächtlich davon sprechen!“

„Das thue ich auch nicht! Mögen andere Mädchen Aerzte werden, — ich werde mir Mühe geben, sie zu respectiren, aber meine Braut — — genug, davon kann nicht die Rede sein!“

Er versuchte es, durch einen Kuß jede weitere Einsprache abzuschneiden, aber sie entwand sich ihm. Stolz und trostlos, wie damals, stand sie vor ihm.

„Bedenke Dir's, Bruno! Ich habe Dich von Herzen lieb. Aber so mich aufgeben, in der Art, wie Du es verlangst, das kann ich nicht, das will ich nicht! Du selbst müßtest nachher über mich lächeln. Erst will ich neben Dir practiciren können wie Du!“

„Du bist ganz und gar verdorben,“ sagte er finster, „ein Weib kann und soll keinen anderen Ehrgeiz haben, als den, einen Mann zu beglücken!“

„Und wir anderen,“ mischte sich jetzt Anna ein, „wir, denen das versagt blieb, wir zählen gar nicht mit? Und alle die Tausende, denen der Mann früh entrisen wird, noch bevor er sie verförgen konnte, — sie alle sollen sich, wie die Frauen der Inder, in den Scheiterhaufen werfen, auf dem die Leiche ihres Gatten verkohlt? Nein, mein Herr Doctor, das kann nicht das Wahre sein!“

„Sie sprechen von der Ausnahme, Fräulein,“ beharrte Bruno, „die Regel, d. h. der Wille der Natur, ist, daß das Weib dem Manne folge, seinetwegen ihre anderen Interessen aufbe!“

„So ein Weib nach der Regel kann ich nicht mehr sein,“ erklärte Ella, „dazu bin ich schon eine zu ausgesprochene Individualität geworden.“

Nun brauste Bruno auf:

„Du verletzest mich immer mehr, Ella! Die Sache ist klar: Du hast zu wählen zwischen mir und Deinem Ehrgeiz! Denn nur zu weit getriebene Eitelkeit hat Dich auf diesen Weg geführt. Nun aber ist es Zeit, daß Du wieder umkehrst, — daß Du wieder ganz Weib wirst, vor allem, daß Du die Demuth der Liebe kennen lernst!“

Ella schüttelte energisch den Kopf.

„Was Du da sagst, paßt nicht auf mich, Bruno. Ich bin eben etwas geworden, was mich mit Stolz erfüllen darf. Dein männlicher Stolz aber verlangt, daß ich mich kleiner mache.“

„So ähnlich ist es, ja! Ich bin nur ein unbekannter Zahnarzt mit anständigem Auskommen. Du aber wirst binnen kurzem eine berühmte Frau sein. Und für eine solche ist kein Raum in meiner bescheidenen Existenz!“

„Ich werde nie mehr sein, mehr können, mehr bedeuten wollen, als Du, Bruno! Was ich erstrebte, ist, Deinesgleichen zu werden — gleichberechtigt neben Dir — das will ich sein und bleiben!“

„Das ist keine Ehe, Ella — das ist höchstens Kameradschaft, und deshalb heirathet man sich nicht!“

„Wohlan denn,“ sagte sie mit Entschlossenheit, „also keine Ehe! Nur gute Kameradschaft!“ Und sie streckte ihm die Hand hin, wie zum Abschied.

Es schnürte ihm das Herz zusammen, es hemmte ihm den Athem. Aber als er die beiden Frauen vor sich sah, Anna in ihrer sicheren, körnigen Geradheit, Ella fest und aufrecht wie einen von gesundem Saft strotzenden jungen Baumstamm, da raffte auch er allen Mannesmuth zusammen; in die dargebotene Hand schlagend, rief er:

„Adieu denn ohne Feindschaft, Ella — lebe wohl!“ Und der junge Brautstand war zu Ende!

IX.

Es war durch alle Zeitungen gegangen unter der Spitzmarke „Fräulein Doctor“; Ella Guttenberg, die Tochter des Berliner Regierungsraths gleichen Namens, war in Zürich zum Doctor der Heilkunde promovirt worden und zwar unter rühmlichsten Umständen. — In Berlin gratulirte man natürlich den Guttenbergs; aber sie nahmen die Glückwünsche nur mit sauer-süßer Miene an; — ja, wenn es noch eine Heirath gewesen wäre!

Zella hatte in jeder Saison eine andere Partie in Aussicht, die sich immer wieder zerschlug. Sie war wirklich schon, bildlich gesprochen, zu den Subalternen hinabgestiegen, aber es wurde immer nichts. Die Geschichte jener unglücklichen Wasserfahrt hing ihr an. Zella war nur noch eine Pflüch mit einem kleinen Fleckchen. Schade um die schöne, duftige Frucht! Aber kaufen will sie niemand. Während man sonst so dürftig lebte, hatte die Mutter ihre Aelteste so zu sagen mit Milch und Eiern gefüttert, damit sie nicht zu mager würde. So blieb sie, trotz eines verbitterten Auges, noch immer schön; aber während Stella geduldig und genügsam weiterlebte, wie eine Magd arbeitend und den Eltern die Liebe gewährend, die an der unzufriedenen, anspruchsvollen Zella vermisst wurde, gab es mit dieser unaufhörlich Nörgelien oder aufgeregten Scenen, bei denen das überreizte Mädchen sogar drohte, sich das Leben nehmen zu wollen, da ihr Leben durch Schuld der Mutter doch einmal verpfuscht sei.

Kurz nach Ellas Promotion suchte ein schweres Mißgeschick die Familie heim. Der Regierungsrath brach eines Tages auf dem Wege nach dem Bureau plötzlich zusammen. Ein bisher nicht beachtetes Herzleiden, das nun bedrohlich zu werden begann, ward constatirt.

Eine neue Sorge, eine kaum eingestandene Existenz-Frage nistete sich im Guttenberg'schen Hause ein. Wenn der Rath nun genöthigt wäre, sich pensioniren zu lassen, noch bevor seine Töchter verförgt waren, was sollte dann geschehen?

Der Arzt schrieb unbedingte Ruhe vor; aber wie sollte der Rath zur Ruhe kommen? Und bei der Mäthin siegte die Mutter über die Gattin. Die Angst, die Pensionirung könnte eintreten, bevor wenigstens Zella untergebracht sei, trieb die sonst doch in ihrer Art liebevolle Frau zur wirklichen Rücksichtslosigkeit gegen den Kranken. Zella mußte erst verförgt werden!

Und die allertraurigste Heßjagd begann. Der leidende Mann mußte in's Bureau, um den Schein des Wohlseins zu erwecken, auch wenn er gern zu Hause im Bett geblieben wäre. Er sei ja auch noch rüstig, redete ihm seine Frau ein, er denke nicht an's Ausspannen, die Bewegung, die gewohnte Beschäftigung würden ihm nur gut thun. Und wenn er dann mehr oder minder erschöpft heimkam, quälte ihn die stets Aufgeregte mit Heirathsplänen. Ob es nicht doch anginge, Küstrow zu angeln? Dieser wäre noch immer ledig, säße dienstlich noch auf demselben Fleck. Daß gerade Küstrow es gewesen, der seiner Zeit Zellas verfängliche Wasserfahrt mit angesehen, davon besahen die Eltern keine Ahnung. Der kranke Mann schmiedete nun einen umständlichen Plan, Küstrow auf einen vacanten Platz zu schieben, auf den er der Anciennität nach eigentlich keinen Anspruch hatte. Ihm ward es doch klar, daß er nicht mehr lange activ bleiben würde und die kurze Spanne Zeit für seine Töchter auszunützen habe. Er arbeitete kaum mehr, unterschrieb nur noch und hielt sich mühsam aufrecht. Schließlich kam er um einen längeren Sommerurlaub ein. Vor dessen Antritt mußte aber das Avancement Küstrow's bewerkstelligt werden, und so sagte der Rath eines Tages verlegen lächelnd zu diesem:

„Sie klagten doch einmal über Ihre zu geringen Bezüge, lieber Baron? Hm, wenn man Sie in die Stelle des Herrn von Wedel bringen könnte, der gern umfattern will! Freilich, es ist schwierig, obgleich ich — obgleich der Minister mir —“

Der alte Herr sah den Jüngeren bedeutungsvoll an. Dieser begriff sofort. Im Grunde wollte er nicht, aber er mochte auch den Vorgesetzten nicht verletzen, und so half er sich mit unbestimmten Redensarten durch.

Eine Reise des Ministers ließ die Angelegenheit ohnehin unentschieden; der Rath mußte seinen Urlaub antreten, bevor er das Werk vollenden konnte.

Die Familie brachte schwere Opfer für ihr krankes Oberhaupt, indem man die ganze Etage einer Villa am Wannensee mietete. Der Aufenthalt hier konnte nicht nur dem Rath helfen, sondern er war auch fashionable; gleichzeitig sparte man die Sommerreise und blieb in der Nähe Berlins. Denn der Verkehr mit Küstrow mußte aufrecht erhalten bleiben.

Senzend sagte sich der Rath, daß seine Pensionierung unausbleiblich sei, wenn er sich nun nicht wirklich erhole.

Ganz unerwartet kam Ella an. Das gab eine freundliche Ueberraschung! Der Vater wurde heiter; Ella würde ihn curiren!

Diese erkannte sofort, daß der Papa vor allem körperliche und geistige Ruhe brauche, um leben zu können. Und ihr Herz blutete, daß sie nichts dazu beitragen konnte. Denn unverfugt war sie ja auch noch; sie lebte von Annas Zuschüssen, wenn sie nicht Stellungen im Auslande an Kinder-Spitälern annehmen wollte. Sie besaß bislang nichts als den Titel.

Inzwischen setzte ein nicht minder unerwarteter Besuch die Rätin in freudige Aufregung. Koscher war in Geschäften nach Berlin gekommen und hatte die Familie wieder aufgesucht. War es am Ende doch nichts mit dem lauen Küstrow, so sollte Koscher d'ran. Er mußte Jella nehmen! Koscher hatte bei ernster und erfolgreicher Arbeit die Commis-voyageur-Manieren abgelegt, auch die Spur von Parvenütum, die ihm damals angehaftet. Viele Reisen und das Leben in der Hamburger Kaufmannswelt hatten ihm Gelegenheit gewährt, sich weltmännische Formen anzueignen. Er gab sich jetzt mit Glück und Geschick als gutsituirter Mann.

„Es wird alles gut,“ sagte sich die Rätin, „er heirathet Jella, denn sie sieht noch immer bezaubernd aus.“ Freilich, Koscher wußte genau, daß sie im Herbst dreißig würde, schließlich aber war er jetzt achtunddreißig, das paßte also, und Jella stand die schwermüthige Stimmung, die sich ihrer allgemach bemächtigt hatte, seelisch gut. Sie schien sanfter, weicher geworden zu sein, unter Ablegung des hochmüthigen Prinzessinnen-Gebahrens.

Die Rätin entfaltete eine fieberhafte Thätigkeit. Sie plante eine hübsche, kleine, intime Gesellschaft, bei der die Sache zum Klappen kommen sollte. Sie dachte auch an Doctor von der Waidt. Er interessirte sich doch noch immer für Ella, hatte gelegentlich nach ihr gefragt und war jetzt gut gestellt. Vielleicht würde auch das ein Paar! Und sie schrieb dem Doctor ohne Wissen Ellas, er möge doch einmal kommen und seine Meinung über den Zustand des Rathes abgeben.

Als Bruno unvermuthet für Ella dann erschien, hielt diese Wort und trat ihm äußerlich ruhig, nur mit etwas erhitzten Wangen, als guter Kamerad entgegen. Sie gab ihm ein völlig sachliches Bild von dem Leiden ihres Vaters, worauf er die vorhandene Diagnose — ein wenig unsicher, denn Ella machte ihn verwirrt — bestätigte.

Durch fieberhafte Hingabe an seine Studien hatte Bruno seine Schweizerreise zu vergessen gesucht. Auch er wollte etwas Tüchtiges, Ungewöhnliches in seinem Fache leisten, d. h. als Nerven-Arzt. Noch immer besuchte er die klinischen Vorträge des zum Geheimrath ernannten Professors Gunz, und da gab es eines Tages ein merkwürdiges Zusammentreffen. Es wurde nämlich von dem Lehrer ein seltener Fall vorgeführt: Ein kleines, hypnotisches Mädchen, das von Epilepsie und anderen schweren Zuständen hauptsächlich durch geschickte psychische Einwirkungen geheilt worden war. Nachdem der Professor den Heilungs-Proceß nach allen Seiten hin erörtert, schloß er mit der Bemerkung:

„Sehr interessant ist, daß diese Heilung in erster Linie von einem weiblichen Arzt an der Züricher Klinik ausgeführt wurde, — von einem Fräulein Guttenberg, einer Berlinerin, die erst vor kurzem promovirte. Ich bin bisher ein entschiedener Gegner der weiblichen Aerzte gewesen; aber diese Thatfache macht mich doch nachdenklich. Sollte nicht in manchen Fällen das für uns heutzutage so wichtige psychopathische Moment einer Frau zugänglicher sein als einem Manne? Ich empfehle dies Ihrer Erwägung.“

Eigenthümlich bewegt, verließ Bruno den Hörsaal. Mit einem Schlage war ihm eines klar geworden, wofür er bisher blind geblieben: Ella stand auf der Höhe ihres, seines eigenen Berufes. Damit hatte er nicht gerechnet! Ihre ganze Carrière war ihm bisher nur als ein wunderliches Product weiblicher Eitelkeit erschienen, wenn auch einer mit starker Begabung und Charakter-Festigkeit verbundenen Eitelkeit. Sie hatte wahrhaftig das Recht besessen, sich für zu gut zu erachten, lediglich seine Hausfrau zu sein, und er niemals eines, sie ihrer Laufbahn zu entziehen. Tadelte man nicht den Mann, der ein starkes Talent der Bühne entführt, um es für sich und sein Haus in Anspruch zu nehmen?

Waren solche Ehen nicht meist unglückliche geworden?kehrte das Talent nicht stets dahin zurück, wohin es gehört? Und war Ella nicht auch ein Talent in ihrer Art, das gleichfalls der Gesamtheit zum Segen leben sollte und mußte? Er war also nichts gewesen als ein eigensinniger Thor!

Und doch, noch immer erschien es ihm unerträglich, seine Frau mit dem Gespenst ‚Beruf‘ zu theilen. Seine bessere Erkenntniß kämpfte mit seinem Herzen, das dabei beharrte: „Du willst sie ganz oder gar nicht!“

Tagelang trug er sich mit diesem inneren Kampfe, um so mehr, als man ihm dann erzählte, Dr. Ella Guttenberg werde in den nächsten Tagen zum Besuch ihrer Familie in Berlin eintreffen. Ja, es hieß weiter, sie würde von Geheimrath Gunz in einer Versammlung des ärztlichen Vereins vorgestellt werden.

Mit wild pochendem Herzen ging Bruno zu diesem Vereinsabend, von dem Gedanken bewältigt, daß sie wirklich mehr als er geworden, denn für sie bedeutete das Natürliche schon das Außerordentliche. Ihm bangte auch davor, das Mädchen, das ihm so theuer war, hier der Aufmerksamkeit so vieler Männer preisgegeben zu sehen. Er bedachte gar nicht, daß derlei täglich im Ballsaale vorkommt, wo jeder das Recht besitzt, die mehr oder minder zur Schau getragene Schönheit zu bewundern, wo jeder ein Mädchen an sich drücken darf, der nur die bedeutungslose Form erfüllt hat, sich vorstellen zu lassen.

Seine Angst war grundlos gewesen. Dr. Ella Guttenberg hatte die Einladung des Geheimraths abgelehnt.

Dagegen traf Bruno einen anderen Bekannten, Herrn Braun ‚aus München‘, wie Bruno nun selbst scherzend sagte. Denn der noch behäbiger gewordene Herr Braun verfügte nun einmal über keinen Titel.

„Ich gehöre ja eigentlich nicht hierher,“ meinte Braun mit komischer Resignation, „aber ich interessire mich noch immer für das Fach.“

„Warum streben Sie denn nicht weiter, bester Herr?“

„Ist zu spät! Ich bin faul geworden! Ja, wenn ich nicht das Malheur gehabt hätte —“

„Nun, Sie sind doch nicht darum nach Berlin gereist, um hier unter Aerzten Ihr Unglück mit der Erbchaft zu fühlen?“

„Nein, darum nicht. Natürlich nur wegen Dr. Ella. Sie ist vorgestern angekommen, ich gestern! Aber bitte, Herr College, wenn ich so sagen darf, wollen wir nicht ein Glas zusammen trinken? Sie sind mein Gast — bitt' schön, keine Widerrede! Wir wollen wie vernünftige Männer mit einander reden.“

Braun schleppte Bruno zu Dressel, bestellte zwei Menüs und theure Weine. Er verstand auch diese zu genießen, ein vortrefflicher Sect, der eben in die Mode gekommene Mercier, perlte und dustete in den breiten Schalen. Und dabei sprachen sie in der That wie zwei vernünftige Männer.

Braun erklärte loyal, zurücktreten zu wollen, wenn Bruno ältere Rechte beanspruchen könne. Bruno erzählte allgemein, aber aufrichtig. Nun erklärte jener, daß er um Ella werben wolle.

„Aber um Gotteswillen,“ rief Bruno, „wie verfielen Sie denn eigentlich auf Dr. Ella? Die sogenannten ‚kleinen Mädchen‘, das liegt Ihnen doch näher; oder eine ‚große Partie!‘“

„Große Partie?“ brummte Braun ärgerlich, „diese prätentiosen jungen Damen, deren Toiletten und Launen die dreifachen Zinsen ihrer großen Mitgift fressen, mag ich nicht, vertrag' ich einfach nicht. Das ist nun mal nicht mein Genre. Und was Sie die ‚kleinen Mädchen‘ nennen — die hab' ich bis hierher!“ Er machte eine drastische Gebärde der Ueberfättigung.

„Aber ein geschiedtes, gebildetes und dabei sich natürlich gebendes Weib,“ fuhr er fort, „das findet man selten. Und so etwas muß ich haben. Ich wünsche mir eine Frau, die mir imponirt, keine Gans! Nein, pfui! — die mag ich nicht!“

„Da haben Sie Recht, College! Aber entschuldigen Sie, daß ich so offen bin, würde es Sie nicht geniren — das mit dem dritten Rigorosum? Ihre Frau hätte das Diplom und Sie sind . . .“

„Durchgefallen!“ ergänzte Braun. „Ja, das ist unangenehm, das bedrückt mich ein bißchen.“ Mit köstlicher Offenheit plakte er jetzt heraus: „Aber ich hab' die Ella nun einmal gern — wir werden uns arrangiren! Es muß ja nicht alles nach der Schablone sein!“

Bruno verstummte fast beschämt. Kann man sich nicht zurechtfinden, wenn man sich wirklich gern hat? War es nicht richtig, daß nicht alles nach der Schablone zu sein brauchte?

Eine Stunde später irrte er allein durch die nächtlichen Straßen. Gewiß, Ella würde ‚ja‘ sagen auf Herrn Braun's Anfrage. Warum auch nicht? Einen

so gut gearteten, schwer reichen Mann, der sie nehmen wollte, wie sie war, — sogar als Doctor der Medicin! Und er, Bruno, mochte zusehen, wie die beiden glücklich mit einander wurden.

Der nächste Morgen brachte ihm die immerhin auffällige Einladung der Rätin, der er natürlich unvorzüglich Folge leistete. Und man ließ ihn nicht fort, ehe er nicht versprochen hatte, der ‚kleinen Gesellschaft‘, die gewissermaßen zu Ehren Doctor Ellas gegeben wurde, beizuwohnen.

Schon lange hatte sich die Rätin nicht so froh und siegesgewiß gefühlt, als an diesem intimen Gesellschaftsabend. Ja, eine sorgfältige, standesgemäße Erziehung trägt denn doch ihre Früchte! Da waren vier Herren gekommen, offenbar Bewerber. Jeder eine gute Partie — Braun, Ellas Studienfreund, sogar eine glänzende! Außerdem Doctor von der Waidt, Baron Küstrow und Koscher.

Zeit Braun sich im Hause vorgestellt, war Ella eifrig zugeredet worden und sie hatte nicht unbedingt ‚nein‘ gesagt. Sie sah, es war hohe Zeit, daß etwas für ihre Schwestern geschehen müsse und der Vater zur Ruhe käme, der sich auch heute nur mittelst Morphium und Digitalis aufrecht hielt. Es war ja bitter, sich nun doch ‚versorgen‘ zu sollen. Aber Braun hatte ihr schon in Aussicht gestellt, er würde ihr in der Ausübung ihres Berufs keine Schranken setzen, wenn sie sich nur entschließen könnte.

„Doctor von der Waidt ist meine Jugendliebe,“ hatte sie ihm ungefähr erwidert, „Sie müssen mir Zeit lassen, das ganz zu überwinden!“

„Also bis wir wieder in Luzern sind,“ dachte er zuversichtlich und hoffnungsfroh. Und er hielt sich bescheiden im Hintergrunde, denn die glänzendere Persönlichkeit war ohne Zweifel Doctor Waidt.

Bruno war heute wieder sehr Sarkastisch, gerade so, wie an jenem Abend in der Pension. Ella beobachtete ihn unruhig. Würde er wirklich auf seinem Vorurtheil bestehen, sie ohne weiteres aufgeben?

Sie antwortete scharf auf seine Sarkasmen. Man hätte glauben können, daß sie einander nicht leiden mochten.

Braun hatte sich inzwischen dem Rath angegeschlossen, der eben einen Fensterflügel aufmachte und nach Luft schnappte. Theilnehmend griff er nach dem Puls des frankten Mannes.

„Sie sollten sich niederlegen, Herr Rath,“ sagte er. „Es geht nicht, lieber Herr Braun — geht nicht! Meine Frau wäre unglücklich!“

Die Rätin schielte immer besorgt hinüber, ob der Rath die Gesellschaft nicht stören würde.

„Sie brauchen größte Ruhe,“ meinte jetzt Braun eindringlich. „Ihr Hausarzt sollte diese Lebensweise gar nicht zugeben.“

Jella kam nun in ihrer jugendlichen Weise hinzu-geschüpft.

„Natürlich, liebster Papa, natürlich! Ach Gott! sagen wir das nicht immer? Wenn Sie wüßten, Herr Braun, wie wir uns sorgen, ihm fortwährend zureden . . .“

Der Rath lächelte bitter.

„Das geht eben alles nicht so — wenn man Kinder zu versorgen hat — besonders Töchter!“ rang es sich von seinen blassen Lippen.

Und Herr Braun versezte herzhaft:

„Ei, was machen Sie sich Sorge um Ihre Töchter! Fräulein Ella braucht nur ‚ja‘ zu sagen und sie hat einen Mann, der nicht nur sie recht gut versorgt, sondern der sich auch ein Vergnügen daraus macht — eine ehrliche Freude! — für ihre Familie zu sorgen. Und die beiden anderen, die so schön und liebenswürdig sind — nun die machen Ihnen dann auch weiter keinen Kummer!“

Das blasse Gesicht des Rathes hatte sich geröthet. O Gott, so war denn Ella untergebracht? Am liebsten wäre er dem braven Mann um den Hals gefallen. Wie tröstlich das klang nach all dieser Qual und Sorge! Ella brauchte nur ‚ja‘ zu sagen.

Jella hatte das schöne Köpchen gefenkt. Also abermals war Schwester Ella so weit? Und so ein reicher Mann! Diese Ella, über deren ‚Excentricität‘ sie, Jella, so manche spöttische Bemerkung gemacht! — Doch auch ihr Schicksal mußte sich heute entscheiden!

Koscher gefiel ihr jetzt; sie hätte ihn, ohne sich noch zu besinnen, genommen. Sie wußte auch genau, wie reizend sie in ihrem Heliotrop-Kostüm aussah. Es war für diesen Abend gemacht; mit äußerster Anstrengung war das beschafft worden.

Auch Küstrow hatte neuerdings wieder etwas verliebt gethan. Allein er schien nicht völlig vergessen zu haben,

was er mit eigenen Augen gesehen. Er machte zwar niemals die leiseste Anspielung, doch hielt er sich zurück; sie konnte ihn nicht fassen, nicht halten. Vielleicht weil sie innerlich vor ihm, dem 'Wissenden', Furcht besaß, weshalb sie jetzt auch Koscher vorgezogen haben würde. Schließlich aber erwog sie gar nicht mehr. Es mußte nur ein Mann sein, eine Partie! Ella wurde von allen Seiten geliebt, begehrt . . . und sie, und sie?! — Lieber in den Tod gehen, als die ewig Verschmähte bleiben! — Sie legte anscheinend ruhig und zärtlich den Arm um den Hals ihres Vaters, der noch immer, an dem offenen Fenster sitzend, nach Lust rang. Draußen stand die Mondsichel im letzten Viertel am Himmel; der See glitzerte in mattem Silberglanze. Drüben, am entgegengesetzten Ufer, sah man ein hell erleuchtetes Haus; es war die Villa Kronheim. Noch gestern hatte das Haus im Dunkeln gelegen. Der Besitzer war also da. — Und die ganze, furchtbar schmerzliche Enttäuschung von damals fiel Zella auf's Herz.

Küstrow war jetzt herangetreten.

„Sie sind doch nicht angegriffen, Herr Regierungsrath?“

„Doch, ein wenig. Ich brauche frische Luft!“

Und Küstrow bemerkte, zum Fenster hinausschauend:

„Drüben bei Kronheim ist ja alles hell! Da giebt's wohl Gesellschaft? Er heirathet, wie ich höre, eine etwas zweifelhafte Bühnenkünstlerin aus Hamburg.“

Es lag viel böshafte Geringschätzung in diesen Worten, und er schien Zella sonderbar herausfordernd anzusehen, indem er fortfuhr: „Freilich, der kann's! Für unsereinen ist tadelloser Ruf am Ende das Mindeste, was man verlangen darf.“

Zella wurde todtenbleich und biß die Zähne zusammen. Sie wußte genug.

„Gewiß, lieber Baron, Sie haben ganz Recht!“ pflichtete der Rath ahnungslos bei, „für einen Gentleman paßt nur ein Mädchen aus gutem Hause. Dabei fällt mir ein, Verehrtester — Ihre Angelegenheit — es thut mir leid, daß ich sie nicht noch vor meinem Urlaub zu Ende führen konnte — die Reise des Ministers . . .“

Küstrow trat einen Schritt zurück und sagte kühl:

„O, ich bitte recht sehr, Herr Rath, denken Sie doch nur an Ihre Gesundheit! Ich werde ja in der Tour auch daran kommen. Ein alleinstehender Mann, wie ich, kann warten!“

Nun merkte endlich auch der Rath, daß hier nichts mehr zu hoffen sei. Er erhob sich und erklärte, ihm sei wieder ganz wohl. Und dabei fühlte er sich namenlos elend. Alles war umsonst gewesen!

Zella aber wankte bei Seite. Sie fühlte wohl, wie alt, enttäuscht und verbittert sie in diesem Augenblicke aussah. Und doch — noch einen Strohalm gab es für die sinkende Hoffnung: Koscher! Mit mühsam erzwungenem Lächeln schritt sie auf die Ecke zu, in der die Rätin eben eifrig auf den Kaufherrn einsprach.

Es war merklich schwül in den engen zwei Zimmern. Man begab sich in den Garten hinab. Koscher ging mit Zella.

„Wollt Ihr nicht eine Kahnfahrt machen, Kinder?“ schlug die Rätin vor. „Ihr solltet den Mondschein benutzen!“ Und lächelnd mit dem Finger drohend, ergänzte sie: „Natürlich hübsch in der Nähe bleiben, hört Ihr!“

Zella stimmte sofort zu; Koscher zögerte, doch willigte er ein. Küstrow, der im Begriff sich zu verabschieden, abseits gestanden hatte, folgte Koscher in den Garten und half ihm das Boot losmachen; dabei entspann sich folgendes leise Gespräch:

„Nun, Sie fahren allein mit Fräulein Zella?“

„Ja, haben Sie etwas dagegen, Herr Baron?“

„I bewahre! Nur dürfte die junge Dame diese Partie nicht so harmlos auffassen. Das Mädchen ist au fond anständig; aber Sie sind nicht der Erste, mit dem sie — Kahnfahrten unternimmt.“

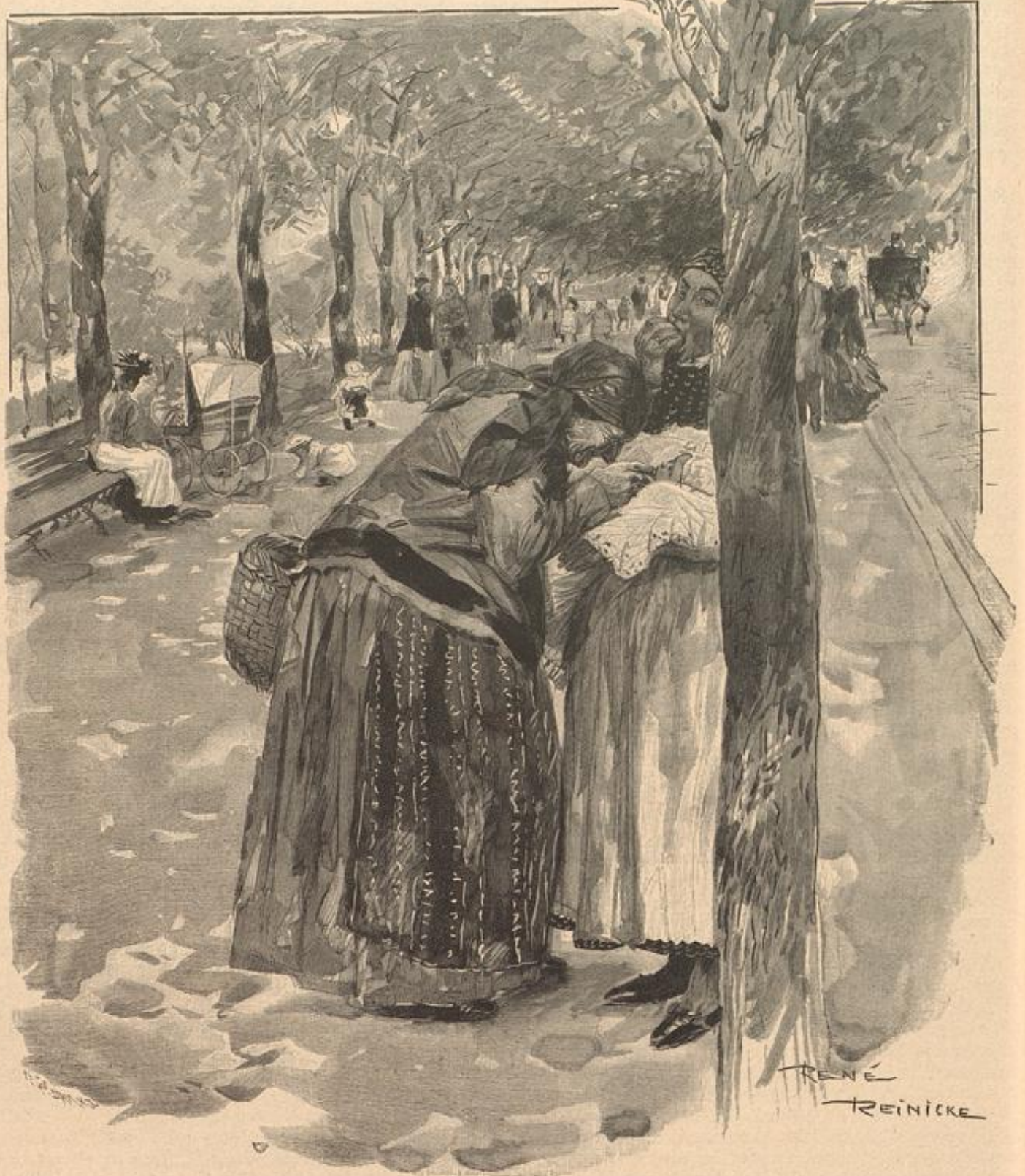
„Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, daß ich Ihnen einen Freundschaftsdienst erweisen will. Seien Sie vorsichtig! Weiter sage ich nichts. — Ich habe die Ehre!“

Koscher sah dem rasch Davonschreitenden halb unwillig, halb erstaunt nach.

War das Rache? Die Warnung klang indessen zweifellos ehrlich. Sie brachte ihm plötzlich das unbehagliche Gefühl, das ihn besetzt hatte, zum Bewußtsein und damit ein Schwanken, mit dem er bis zu diesem Augenblicke gekämpft, zur Entscheidung.

Mittlerweile erschienen die Mutter und Zella am Landungsplatze. Bruno und Herr Braun bemühten sich an einem rückwärtigen Punkte des Gartens um den Rath.



Aus dem Leben eines Wunderkinds. — Siehe Seite 153.

„Es hat keinen Appetit,“ entschuldigte die Amme.

Stella war drinnen geblieben, um das Abräumen des Tisches zu beaufsichtigen, und Ella leistete ihr Gesellschaft.

Die Rätin fand es nun plötzlich etwas kühl und ging in's Haus; Küstrow aber war verschwunden. So befand sich Koscher mit Zella allein.

Zella's Herz klopfte, als sie beide im Boote Platz genommen hatten; der heiß ersehnte Augenblick war gekommen. Und schon durchslog ihre erregte Phantasie der Gedanke an das 'Ja', das sie leise stammeln würde. Ach — endlich — endlich! — Doch er schwieg so lange! — Draußen flimmerte und blinkerte der See im Mondlicht und drüben funkelten die erleuchteten Fensterscheiben der Villa Kronheim.

Jetzt räusperte Koscher sich und begann dann in festem Tone: „Ich wollte gern mit Ihnen sprechen, Fräulein Zella.“ — Zella's Brust hob sich, wie von einer gewaltigen Last befreit — „vielleicht werden Sie ein gutes Wort für mich einlegen — bei — bei Ihrer Schwester Stella. — Ich habe mich von deren Vorzügen überzeugt, sie ist geworden, was ich erwartete. Aber meine Werbung wird ihr ganz überraschend kommen; ich hatte nicht Zeit, die Sache vorzubereiten . . .“

Zella war zusammengefahren, daß das Boot schwante. Dann lachte sie, die eingetretene Pause unterbrechend, seltsam auf und entgegnete mit heiserer Stimme: „Ach, deshalb haben Sie Mama veranlaßt, mich rudern zu dürfen! — Gewiß! Gewiß! Wir werden uns alle sehr geehrt fühlen. Aber meiner Fürsprache bedarf es kaum bei Stella, die sicher am letzten daran denkt, daß niemals ihre Hand verlangt werden könnte. — Bitte, wollen wir nicht gleich zum Ufer fahren, damit Sie von Ihrer ungeduldigen Erwartung erlöst werden?“

Wenn es noch eines Umstandes bedurft hätte, Koscher über seine plötzliche Entscheidung zu beruhigen, so war es die kaum verhaltene Wuth, die aus Zella's Worten sprach.

„Es scheint auch mir das Beste,“ versetzte er kurz und ruderte unverzüglich zurück.

„Nun?“

Er war am Ufer aus dem Boot gestiegen und wollte ihr heraushelfen.

„Danke! Ich fahre noch!“

„Ganz allein?“

Sie lachte höhniſch.  
„So beſorgt um mich, mein Herr? Wie Sie ſehen, verſtehe ich die Ruder mindeſtens ſo gut zu handhaben wie Sie. Gehen Sie nur zu Ihrer künftigen Braut!“

Heftig ſtieß das kleine Fahrzeug vom Ufer ab.

Koſcher zögerte. Aber was konnte dem Mädchen paſſiren? Es war mondhell und ſie wußte wirklich die Ruder gut zu führen.

Sicherlich war es auch für ſie und ihn das Beſte, daß ſie ſich erſt in der Stille beruhigte, ehe ſie wieder in's Haus trat.

Empört war er obendrein über ſie, und ſo überließ er ſie dann kurzweg ihrem Schickſale.

Jella aber rang indeſſen mit wahnwitzigen Gedanken. — Beide, beide waren nun verlobt und verſorgt! Sie aber, die Älteſte, die Schönheit, ſie iſt fertig! Sie bleibt ungeliebt! — Die Schmach, die Demüthigung! Und dann auch die knappe Exiſtenz obendrein, höchſtens ein Gnadenbrod von den Geſchwiftern!

Der Kahn ſtiegt vorwärts; jetzt iſt ſie mitten auf dem See, vor ſich die ſtrahlend erleuchtete Villa Kronheim, wo vermuthlich ebenfalls Verlobung gefeiert wird, und hinter ſich die Fenſter der elterlichen Wohnung. — Da iſt jetzt Koſcher eingetreten — die glückſelige Stella am Arme — die Gläſer klingen aneinander — man gratulirt! Die Mutter vergießt Freudenthränen. Und niemand vermißt ſie — niemand — niemand!

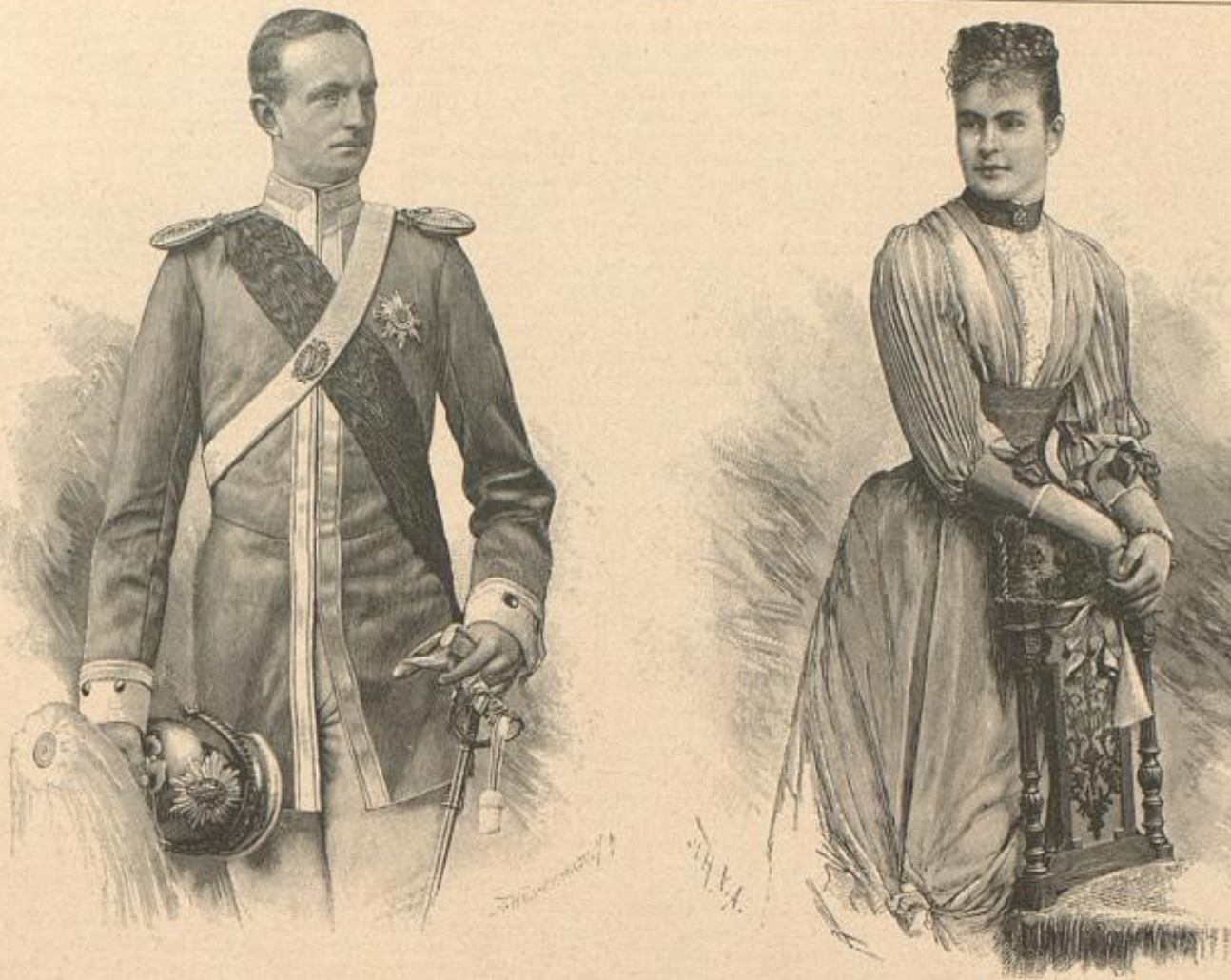
Sie weint und klagt auf dem einſamen Waſſer. Sie ſchlägt die Hände vor's Geſicht, und das Ruder entgleitet ihr — ſchon ſchwimmt es weit drüben! Und nun ſpringt ſie wild empor. . . . Wozu auch zurück in dieſes jammervolle Scheinleben?

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Prinz Johann Georg von Sachsen und ſeine Braut, Prinzessin Maria Isabella, Herzogin von Württemberg.

Wieder iſt über einen Herzensbund zu berichten, der das öſterreichiſche Kaiſerhaus nahe berührt. In dem entzückenden Gmunden am



Prinz Johann Georg von Sachsen und Maria Isabella von Württemberg.  
Nach Photographien von den Hof-Photographen D. Mauer in Dresden und E. Jägerpacher in Gmunden.



Rosen und Trauben. Nach dem Bilde von Catharina Klein. — Siehe Seite 160.

Traunſee, das ſo recht geſchaffenen ſcheint zu einer Umgebung für zwei Menſchenkinder, die ſich in des Lebens Mai in Liebe zu einander fanden, wurde am 12. Auguſt d. J. die Verlobung des Prinzen Johann Georg, Herzogs zu Sachſen, mit der Prinzessin Maria Isabella, Herzogin von Württemberg, gefeiert. Am folgenden Tage zeigte ſich das Brautpaar zum erſten Male öffentlich bei dem auf dem Traunſee ſtattfindenden Blumen-Corſo. Zwischen zweihundert phantaſievoll geſchmückten Gondeln glitt es, überall jubelnd begrüßt, auf einem Roſenſchiffe über die klare Fluth. Ein entzückendes Bild!

Die hohe Braut erblickte das Licht der Welt am 30. Auguſt

1871 als Tochter des württembergiſchen General-Lieutenants und öſterreichiſchen Oberſten a. D. Herzog Philipp von Württemberg und deſſen Gemahlin Maria Theresia, geb. Erzherzogin von Oeſterreich. Von jeher zeichnete ſie ſich durch ein gütiges und verſtändiges Weſen aus und beſitzt alle Eigenſchaften, die eben ſowohl das Glück einer fürſtlichen, wie einer bürgerlichen Ehe bedingen. Da ſie ſich, wie ihr Verlobter, deſſen Pathe Pius IX. war, zum katholiſchen Glauben bekennt — die anderen herzoglich württembergiſchen Linien ſind evangeliſch, gleich der königlichen — ſo iſt damit auch eine gewiſſe Gleichartigkeit geſichert, die der künftigen Ehe günſtige Ausſichten ſtellt. — Die Brüder der Prinzessin ſind Herzog Albrecht, geb. 1865, Herzog Robert, geb. 1873, und Herzog Ulrich, geb. 1877, deren einer voraussichtlich dormalſt die Krone Württemberg's tragen wird, da der jetzige König ohne männliche Nachkommen geblieben iſt, die nächſtſtehenden jedoch älter ſind und ebenfalls keine männlichen Leibeserben hinterlaſſen.

Prinz Johann Georg wurde zu Dresden am 10. Juli 1869 geboren. Seine Eltern ſind König Albert's Bruder Prinz Georg und die 1884 verſtorbene Prinzessin Maria, geb. Infantin von Portugal. Die Geſichtszüge des Prinzen beſitzen eine auffallende Aehnlichkeit mit denen ſeines Großvaters, des hochſeligen Königs Johann von Sachſen; dies wird namentlich durch ein in der Dresdner Gallerie hängendes Jugendbildniß des Königs in förmlich frappirender Weiſe beſtätigt. Von großer Lernbegierde beſeelt, nützte Johann Georg die akademiſche Bildung, die ihm zu Theil wurde, auf's Beſte aus, um ſich dann aber vorzugsweiſe dem Soldatenſtande zu widmen. Die Cavallerie ſcheint dabei ſeinen Neigungen beſonders entſprochen zu haben, denn vom Schützen-Regiment Nr. 108 trat er zum Gardereiter-Regiment über, in dem er ſeit über einem Jahr als Rittmeiſter die 5. Escadron, und zwar, wie geſagt wird, mit aller Schneid führt.

Daß dem jungen Paare eine frohe Zukunft erblihen möge, iſt ſicherlich nicht nur der Wunſch der hohen Familien, nicht nur der der Landeſtinder unter der Krone und den drei ſchwarzen Löwen, ſondern auch vieler, vieler Antheil nehmenden Herzen ſonſt im Bereiche der ſchwarz-weiß-rothen und ſchwarz-gelben Grenzzeichen. v. B.

Rachdruck verboten.

### Das Rosenlöchl.

Von Antonie Grosse.



Das Rosenlöchl nannten es die Leute, und im Sommer standen von früh an die barfüßigen Dorfkinde dicht an die eisernen Stäbe des Gitters gedrängt und blickten in die duftende, blühende Pracht hinein: „I biß' schön, a Ros'n, geh' schenten's mer a paar Ros'n — für'n Herrn Lehrer, — für'n Herrn Pfarrer, — für d' kranke Mutter“ — und auch die Großen konnten es nicht lassen, im Vorübergehen stehen zu bleiben und, wenn die Gelegenheit günstig war, von der „gnä Frau" etliche Blumen zu erbitten.

Am Sonntag kamen die kleinen Leute aus der Stadt in das Dörfchen, dann war's gar arg — so arg, daß die Bewohner des Rosenlöchls vorzogen, sich in dem hinter dem Hause gelegenen Teile des Gartens aufzuhalten, und es einem struppigen Mattenfänger überlassen, vorn die Honneurs zu machen, d. h. durch sein Knurren, Bellen, Belfern, Zähnefleischen und, wenn's Noth that, Schnappen, jede kühne Annäherung allzu begeisteter Blumenfreunde abzuwehren.

Es war aber auch zu schön. Vom Dorfe führte der Weg einen kleinen Hügel hinab auf das von hohen Bäumen überragte Haus zu, und beim Hinabschreiten konnte der Blick die ganze Herrlichkeit überschauen. Blumen an den Fenstern, am Haus empor üppige Weinreben, die hölzerne Altane ganz übersponnen von Zeltänger-Zeltbeeren, vor den schlanken Holzsäulen der Veranda feierliche Juccas und dann — der Garten! Es war gar kein Garten, es war eine Wildnis. Rosen, nichts als Rosen: in der Mitte der zwei großen Beete je ein kleiner Wald hochstämmiger, edler Sorten, darum herum aber dichte Büsche weißer und rosa Platterrosen, ganz von Blüten überfüllt, und am Rande endlich niedere Rabatten zarter Monatsröschen. Die reine Märchenpracht, und eine herzerfreuende Lust sie zu schauen, wenn man von der staubigen Dorfstraße oder gar aus den öden Straßen der Stadt kam. Um den Einbruch des Erquidenden noch zu erhöhen, glitt an einer Seite des Gartens ein stattlicher Bach mit freundlichem Plätschern dahin, an seinem anderen Ufer vom Walde begrenzt.

„Da muß gut d'rinn haus'n sein,“ dachte wohl mancher, dem die Rosen längst ausgeblüht hatten und den nun des Lebens Last und Sorge drückte, und verfolgte mit Neugier und selten ganz neidlos die Gestalten, die sich in dem kleinen Paradies bewegten, im Schatten der Veranda auf bequemen Stühlen saßen — arbeitend, leidend, oder auch am zierlich gedeckten Tische zweifellos leckerer Dinge sich erfreuend. Die wußten am besten, wie gut's im Rosenlöchl war, und wenn die anderen ein Verlangen zu ihnen hinein trugen, sie hegten keines heraus zu kommen. Sie wußten, wie's drauß'n war über'm Zaun — wie staubig, wie dunstig — sie hatten's erfahren, als sie noch drauß'n lebten und Staub hatten schluden müssen und dunstige Lüfte athmen; sie wußten, daß sich die Menschen, die in ihren Sonntagskleidern freundlich lächelnd vorüber wandelten, durchaus nicht als so harmlose Geschöpfe bewiesen, als sie in gewisser Entfernung schienen, und daß sich's besser, am allerbesten lebte ohne sie.

Zu dieser Erkenntniß hatte Erfahrung sie geführt, die nun wohl nicht mehr hörend lebendig war, aber in der Stille fortwirkend ihr Thun und Lassen bestimmte. Dazu gehörte, zu helfen, wo die Gelegenheit an sie herantrat, zu rathen, wo sie gefragt wurden, mit freundlichem Worte zu empfangen, wer immer sich ihnen nahte, aber dies alles, ohne selbst aus der vornehmen Abgeschlossenheit ihrer Welt herauszutreten. So hielt es die Mutter im weißen Haar, so die Tochter im leicht ergrauten, und so — weil sie's nicht anders kannte — das Enkelkind in seinen blonden Zöpfen. Mit der Sonne aufstehen, im Haus sich tummeln, im Garten jäten, pflanzen, gießen, verblühte Rosen sorglich abschneiden, damit die jungen Knospen Raum bekamen, die feinen Kieswege glätten, Großmamas Spitzenhäubchen waschen, dann — im Winter — all' die Pflanzen pflegen, die in einer Art Wintergarten vom Sommer träumten, sitzen, vorlesen und Bezüge spielen, im Dorfe hin und wieder eine Kranke besuchen — das füllte ihr Leben aus, seit Annemarie vor zwei Jahren aus dem Erziehungsloster in das Rosenlöchl übergesiedelt war. Und die frommen Schwestern beglückwünschten den einseitigen Jüngling in ihren Briefen, daß die allgütige Vorsehung es ihm so leicht machte, ein gutes Kind zu bleiben, das die im Kloster gefassten heilsamen Entschlüsse und Vorsätze treulich hielt und nicht, wie viele seiner einseitigen Gefährtinnen, über Eitelkeit und Vergnügen oder gar über den Versuchungen der schlimmen Welt alles vergaß, was die freundlichen Schwestern mit so viel Eifer den jungen Herzen eingepflanzt. Sie machten Annemariens Stolz und Glück aus, diese Briefe, sie las sie ganz verstoßen in ihrem Stübchen oder im hintersten Winkel des Gartens, an ihrem Lieblingsplatz unter einer Trauer-Eiche dicht am Wasser; sie trug sie in der Tasche, wie andere Mädchen die Briefe des heimlich Geliebten.

Sie war also glücklich, das blondhaarige, achtzehnjährige Kind im Rosenlöchl. Wie war's auch anders möglich gewesen! Keine Sorge, kein Leid, nichts Häßliches — nicht einmal der Schatten davon fiel in ihr Leben. Sie war Großmamas Liebling, Tante Christels guter Kamerad, Tante Christels, die einst im selben Kloster erzogen worden war und die Erinnerung daran eben so sehr liebte, wie sie die Erinnerung an ihr späteres Leben drauß'n auf der staubigen Straße mißte. Die drei, die verschiedenen Lebensalter vertretenden Frauen, lebten zusammen in jener friedvollen Harmonie, die bei dem Alter das Abgeschlossenhaben, bei der Jugend das noch nicht Aufgeschlossene des Lebens bedeutet.

Und doch, mit der Zeit — sie hätte nicht sagen können, seit wann, sie hätte es überhaupt nicht in Worte fassen können — kam hin und wieder eine unbestimmte, ganz räthselhafte Empfindung über die blonde Jüngste. Nicht Unzufriedenheit, nicht Sehnsucht, vielleicht aber etwas von beiden. Ein Hang zum Träumen, wenn sie unter der Trauer-Eiche saß und in's fließende Wasser sah, wenn über'm Wald die Sonne unterging und der Himmel in Gluth stand, bis mit der Dämmerung das weiße Mondwölckchen an silbernem Glanz gewann und sich vom nachtblauen Himmel herab im vernnehmlich rauschenden Wasser spiegelte. Dann wieder kam's manchmal ganz plötzlich, besonders wenn fröhliche Menschen vorüber gingen oder von der Dorfstraße die Klänge einer

durchziehenden Militärmusik zu ihr herabdrangen. Wie eine unklare Ahnung dämmerte es in ihr auf, daß es für das Leben noch einen anderen Inhalt geben müsse, als Blumen und Bügel — Großmama und Tante, daß man ihr etwas vorenthaltete, verheimlichte, etwas, worauf ihr ein deutlich vorhandenes Gefühl in ihrem Innersten Anspruch gab. Dann konnte es ihr wohl einfallen, die barfüßige, ungewaschene Dorfjugend von der Gasse herein in den Garten zu holen und mit den Kindern hinten auf der großen Wieße herumzujagen und zu tollen, bis ihr der Athem verging und die Großmama die unlieblichen Gäste vertrieb.

So ging die Zeit hin. Die Rosen wurden wieder spärlicher, Kirschen wucherten auf zwischen den Büschen, und mit ihnen kam der Herbst, kamen die stillen, klaren Tage mit ihrer ersten Feierlichkeit, in der schon das Weh des Scheidens und Vergehens zittert, jene sanfte, blumengeschmückte Melancholie, die das Menschenherz still und friedlich macht.

Noch gab es herrliche Morgen, da die Sonne den Thau vom Angesicht der Erde küßte, wie der Bräutigam die Thränen vom Angesicht der Braut, wo die Luft so kühl und rein und erquickend war, als hätte noch keines Menschen Odem sich mit ihr vermischt. Annemarie in ihrem hellen Morgengewand stand tief zwischen den Büschen, nicht weit vom Gartenzaun, und hielt Umschau nach den letzten Rosen. Da — oben vom Dorf her — ein Trompeten-Signal, und dann kam's tausend den Hügel herunter — eine Patrouille blinkender Kürassiere. Doch nicht, wie sonst, die große Straße drüben zog der Trupp weiter, sondern die schmale Gasse am Rosenlöchl vorüber, den Gartenzaun entlang. Erstaunt und fast erschrocken steht Annemarie und sieht die schnaubenden Thiere wild bewegt durch die enge Gasse drängen, unmutig, die Luft des kraftvollen Dahinstürmens plötzlich zügeln zu müssen. Auf einem solchen feurigen, stolzen Thier zu sitzen, es dem eigenen Willen zu zwingen und dann fort, hinaus in die unbekannte, sonnenbeschienene Welt — blickartig flammte das Verlangen in ihr auf. Und wie ihr Auge den Reitern folgt, da wendet sich der letzte des Zuges zurück, sängt den Blick auf und hält ihn fest mit zwingender Gewalt, bis mit dem Bewußtsein des Ungeheimlichen ihres Thums flammende Rötze in Annemariens Gesicht aufsteigt. Zwischen den Rosenbüschen liegt sie auf den Knien, den Kopf in die Hände verborgen, zitternd vor Scham. Dann langsam, wie im Traume, geht sie in's Haus, und als sie nach einer Weile zwischen Großmama und Tante sitzt, in der alten lieben Gemeinsamkeit, da hätte sie weinen mögen, so gewaltig überkommt sie das Gefühl der Einsamkeit. Sie war allein — ganz allein — das war's gewesen all' die Zeit!

In der nahen Stadt wohnten Verwandte. Nach dem Weihnachtstest, als das Rosenlöchl tief verschneit lag und mitjammt seinen bereiteten Bäumen und Sträuchern aussah wie ganz und gar verdorert, da kam eines Tages die schöne, vornehme Tante Grete und hatte eine lange Unterredung mit der Großmama. Die sah im Winter im Lehnstuhl am Fenster und mußte furchbar fleißig sein, um jedes vorwärtige, kleine Menschenkind, das bei armen Leuten im Dorfe eintraf, mit so herrlichen weichen, warmen Päckchen, Leibchen und Rädchen zu versehen, daß es, damit angethan, den Anfang seiner irdischen Pilgerfahrt entschieden als einen sehr vielversprechenden betrachten mußte.

Ganz ihrer Gewohnheit entgegen hatte die alte Frau aber, die Arbeit sehr bald ruhen lassen, als Frau Grete den Plan entwickelte, Annemarie für die nächsten Monate zu sich in die Stadt nehmen zu wollen. Denn man sei es dem Kinde schuldig, es endlich in die Welt einzuführen, ihm die harmlosen Vergnügungen zu gewähren, die seinem Alter zukämen, ihm Gelegenheit zu geben, Menschen kennen zu lernen, damit — weil — es könnte doch sein — man dürfe die schönen Jahre nicht ungenüßt vorüber gehen lassen —

Die Großmama schüttelte erst den Kopf, desgleichen that Tante Christel. Das Kind sei bei ihnen am besten aufgehoben, sei glücklich und zufrieden.

„Ja, jetzt, weil sie's nicht anders weiß. Aber wenn sie einmal zum Bewußtsein erwacht, und davor könnt' Ihr sie nicht hüten, dann wird sie ihre veräumte Jugend von Euch fordern und das Glück, und je weniger sie die Wirklichkeit kennt, desto herrlicher wird die Phantasie das Entbehrte ihr ausmalen, desto bitterer wird sie Euch anklagen. Verzicht'n laßt sich nur auf etwas, das man kennt, und wer sagt Euch, daß sie verzichten will und muß. Ich hab' ja auch ein Glück gefunden drauß'n —“

„Was man so nennt,“ murzte Tante Christel.

„Ja, was man so nennt. — Ein anderes giebt's überhaupt nicht. Und dauern that's vielleicht auch nicht — aber es war doch! Man kennt's nun — man hat doch gelebt. Ob das Stück, das ausgeführt wird, gut ist oder schlecht, lustig oder traurig, das ist das wenigste, — es muß nur gespielt werden. Wollt' Ihr einen Menschen sein Lebtage vor dem geschlossenen Vorhang sitzen und sich in Neugier verzehren lassen?“

Und so mit viel eifrigen Reden wußte die schöne Frau ihren Willen durchzusetzen.

„Sie wird nicht mitgehen,“ dachten die beiden Frauen im Stillen.

Ah, da irrten sie sich! Verstellung kannte das Kind nicht — es freute sich ganz öffentlich, fiel der Reihe nach den drei an der Sache Theilhaftigen um den Hals und dann der Großmama nochmals, — denn die hatte sie so merkwürdig angesehen. Aber gesagt hatte sie nichts, auch Tante Christel nicht. Der große, geheimnißvolle Zauber, den das unbekannte Leben auf jede junge Menschenseele ausübt, hatte seine Macht wieder einmal beherrscht, und alle Weisheit, alle Erfahrung, alle Warnungen würden nichts ausdrücken gegen den gebieterischen Drang, mit eigenen Augen zu schauen, am eigenen Leibe zu erfahren! — Die Stadt und Annemarie gefielen sich zunächst außerordentlich gut. Dem achtzehnjährigen Kinde war zu Muthe, als sei es aus der Dämmerung plötzlich in ein helles Licht getreten, es fühlte sich mit einem Male als ein sehr wichtiges Glied der menschlichen Gesellschaft, und das war eine durchaus angenehme Empfindung. Dabei, auf dem tiefsten Grund der Seele, die dumpfe Erwartung von etwas Wunderbarem — auch das war angenehm.

Es kam auch etwas. Auf dem ersten großen Ball begegnete sie den Augen wieder, die sie an jenem Herbstmorgen in ihrem Rosenversteck aufgespiert. Sie erkannte sie sofort; der schlankte Kürassier-Officier jedoch sah gleichgültig über die fremde Erscheinung hin, und es erwachte ihm keine Erinnerung, als er ihr vorgestellt wurde. Das wäre

nicht das Schlimmste gewesen, aber auch was sich weiter zwischen ihr und dem sehr vornehmen, sehr tadellosen jungen Kriegsmann begab, war so gar nicht wunderbar. Annemariens kluge, gesunde Ehrlichkeit brauchte gar nicht lange, um die Erkenntniß zu gewinnen, daß man wunderschöne Augen haben und ein sehr gewöhnlicher Lieutenant sein könne.

Das war die erste Enttäuschung. Die ließ sich vertanzen, verplaudern, — vergessen.

Dann kam's aber. Nicht plötzlich, blickartig in's Bewußtsein sich drängend mit offenem Bist, — nein, heimlich schleichend, mit Fäden, so fein und unsichtbar wie Spinnweben und so stark wie diamantene Ketten, das vorwärtige Seelchen umspannend.

Ein paar Mal in jeder Woche war der nicht mehr junge, ernst blickende Mann im Haus ihrer Tante erschienen. Die Tante und er sprachen meist von Bildern, von Bildern, vom Theater, und sie sah stumm und dumm dabei und fühlte sich unbehaglich. Etwas im Innern trieb sie zu gehen, sobald er kam, etwas anderes zwang sie zu bleiben, — auch die Tante wünschte ihre Anwesenheit. Es war meist gegen Abend, wenn sie vom Spaziergang heimkehrten. Annemarie machte den Thee, die Lampen brannten unter den seidnen, spitzenverschleierten Schirmen, und die schöne Tante saß in ihrem leuchtend-rothen, schleppenden Hausgewand am Kamin dem Gaste gegenüber. Der schien Annemarie kaum zu bemerken, bis einmal sein Blick sie plötzlich mit anderem Ausdruck als dem gewohnten gleichgültiger Freundlichkeit traf. Es war, als das Gespräch zwischen der schönen Frau und ihm von Wahrheit und Lüge, von Mann und Weib, von Glück und Schuld gehandelt hätte und darauf ein langes Schweigen herrschte, die schöne Frau wie müde den Kopf in die Hand stützte und Annemarie, noch ganz im Banne des neu und fremd über sie Herein-gebrochenen, aber mächtig erregt von dem Wunsche, das Schwankende zu erfassen, von demnächst dem Verständniß zu klarem Begreifen zu gelangen, von Ahnen zum Wissen, mit suchenden, fragenden Augen über alles Körperliche hinweg an den Geist des Mannes sich drängen zu wollen schien. Von der Stunde an sprach der Mann nicht mehr allein zu der schönen Frau, Annemarie wußte, er sprach auch zu ihr. Sie sah, daß es wie ein Leuchten in seine Augen kam, sobald sie in's Zimmer trat, und sie fühlte oft, wie sein Blick auf ihren gesenkten Lidern ruhte, bis sie diese ausschlug.

Manchmal nahm sie jetzt auch theil am Gespräch, wenn von Menschen oder Dingen die Rede war, die sie kannte. Sie sagte aber meist wohl etwas Dummes, denn er lachte oft ganz laut und sah die Frau im rothen Kleide an, und die lachte noch lauter, aber nicht fröhlich, sondern so schrill, daß es Annemarie weh that. Am liebsten war's ihr, wenn der Onkel kam. Dann sprachen die beiden Männer, und die Tante und sie hörten zu.

Gegen Ende Februar, als der Frühling schon in der Luft lag, stand Annemarie eines Abends träumend vor dem großen Spiegel des Salons. Sie sollte den Abend bei nahen Freunden des Hauses tanzen, der Wagen mußte jeden Augenblick kommen. In ihrem weißen Kleid, mit den frischen Weichen im Gürtel stand sie und erwog, ob sie wohl einem Menschen so recht gefallen könne. Den jungen Herren, das wußte sie längst, von denen gefiel sie manchem; aber ein ernster, kluger, bedeutender Mann, konnte der an ihrer unscheinbaren Person wohl je Gefallen finden? Ja, wenn sie so schön wäre wie die Tante Grete! So schön und elegant, und wenn sie so geschickt, so lustig zu reden verstände wie die! Da trat der Hausfreund ein.

„Indem sie ihm die Hand gab, wollte sie an ihm vorüber.“

„Tante Grete ist noch drüben — ich will —“

„Man hat mich schon gemeldet. Fürchten Sie sich vor mir, Fräulein Annemarie?“

Sie sah ihn betroffen an, als ob sie ihn nicht verstände, trat an den Tisch und fing an, sich die Handschuhe anzuziehen.

Er ging im Zimmer auf und ab.

„Sie werden sich hoffentlich amüsiren heut' Abend?“

„Wie immer —“

„Sie sagen das so geringschätzig.“

„Es ist immer daselbe —“

„Das dürfen Sie doch nicht finden, Fräulein Annemarie.“

Das wäre zu früh! Er blieb vor ihr stehen. „Sie müssen tanzen, sich den Hof machen lassen — mein Gott — in Ihrem Alter. Siebzehn Jahre — nicht wahr?“

Sie lächelte. „Schon neunzehn!“

„Wirklich? Und ein solches Kind —“

Er stand dicht vor ihr und sah sie an. Es war etwas Forchtendes und zugleich Mitleidiges in seinen Augen, das ihr die Seele auswühlte wie nie zuvor.

„Weiben Sie noch lange hier?“

„Ich weiß nicht — bis zum Frühling —“

„Dann gehen Sie wieder hinaus zu Ihrer Großmama?“

Ja, das wird Ihnen auch gut thun. Sie sind doch ein wenig blaß, — das macht die Stadtlust und das Tanzen —“

Er ging wieder auf und ab und in rauhem Tone, wie zu sich selber, sagte er:

„Wir müßten alle hinaus, — in's Freie, Reine — damit einmal alles von uns wiche, das Ungeheuer, Verlogene, Feige —“

Wie ein Stöhnen kam's aus der Brust des Mannes. Er schien des Kindes im weißen Kleid nicht mehr zu achten. Das stand mit stodendem Athem und weit aufgethauer Seele, — es hatte in dieser einen Minute vom Leben mehr erfahren, als in all den Monaten. Und doch noch nicht genug!

Ein kurzes Schweigen. Dann wandte er sich ihr wieder zu.

„Hab' ich Sie erschreckt? Verzeihung! Ach, das können Sie ja alles nicht verstehen und sollen es auch nicht. Warum sind Sie nur hierher gekommen in diese vergiftete Luft? Wer sie einmal geathmet, ist ihr verfallen. Es giebt keine Rettung.“

Das Öffnen einer Thüre ward hörbar: man sprach auf dem Corridor.

Er ergriff ihre Hand und bückte sich tief darauf nieder, — aber nicht die Lippen, nur die heiße Stirn preßte er darauf.

„Annemarie, Sie liebes kleines Mädchen, — vergessen Sie das alles! Sehen Sie, das sind die dummen Nerven“, davon wissen Sie auch noch nichts — Sie glückliches, gutes Kind —“

Nun lachte er — lachte noch, als die schöne Frau des Hauses eintrat, schritt ihr entgegen und küßte ihr wie immer die Hand.

Der Wagen wurde gemeldet, Annemarie ging, aber sie war wie betäubt. Die Stimmen der Menschen drangen wie aus weiter Ferne zu ihr — sie vernahm die Worte, ohne ihren Sinn zu erfassen. Man fragte, ob sie krank sei, und hielt sie nicht, als sie nach Hause verlangte.

So kam sie nach kaum einer Stunde zurück. Sie hatte

den Schlüssel der Corridor-Thüre, — niemand hörte ihr Kommen. Das Erste, was ihr in die Augen fiel, war sein Hut, — er war noch hier. Sie klopfte an die Thüre zu des Onkels Zimmer, — keine Antwort. Sie trat ein, das Zimmer war leer. Durch die Portiere über sah sie den anstößenden Salon, — auch hier niemand! Aber aus dem letzten Zimmer, Tante Gretes kleinem Boudoir, drangen gedämpfte Stimmen. Sie erkannte seine Stimme, so fremd sie ihr klang. Ein leiser Schwindel kam über sie; eine unerklärliche Schen hielt sie zurück, ein dämonischer Reiz lockte sie weiter, — die athemraubende Angst vor etwas Ungeheuerlichem hemmte ihr die Schritte, ein übermenschlicher Muth, diesem in's Auge zu schauen, trieb sie vorwärts.

Als sie in der Mitte des großen Raumes angekommen war, wollte sie rufen: „Guten Abend, Tante Grete!“ aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Sie hatte keine Gewalt mehr über sich, sondern gehorchte einer fremden Macht, als sie unhörbar näher trat. Jetzt wollte sie rufen, indem sie die Portiere auseinander schob —

„Guten Abend —“

Zwei, drei Sekunden — inzwischen hatte sich alles vollzogen. Wie in der zuckenden Beleuchtung eines Blizes hatte Annemarie die Hand der schönen Frau aus der Hand des Mannes sich lösen sehen. — Der Boden schien unter ihren Füßen zu weichen, und trotzdem stand sie in derselben Minute ruhig vor den beiden, sah mit den plötzlich sehend gewordenen Augen die Erregung in den Zügen der Frau, das halbtote Erschrecken des Mannes und — sah beides nicht. Freundlich gab sie Antwort auf die Frage, warum sie so früh zurück gekommen, beruhigte die ängstliche Besorgniß ob ihres blassen Aussehens und ließ sich endlich mit mattem Lächeln zu Bett schicken wie ein müdes Kind.

Blas und still blieb sie auch die nächsten Tage, aber es fehlte ihr nichts, — sie war nur so müde. Gelegentlich erfuhr sie, daß der Freund des Hauses verrestet sei und gelegentlich, als einmal die Märzsonne sommerlich warm schien, meinte sie, es müßte jezt draußen in Großmamas Garten schon viel zu thun geben, und die würde sie wohl brauchen können.

Ja, das wäre für ihre blassen Wangen gewiß das Beste, stimmten Onkel und Tante bei.

So lehrte Annemarie heim in's Rosenlöchl. Tante Grete konnte sie nicht begleiten, die war auch gar nicht wohl.

Die Großmama trug ein frischgewaschenes Spitzenhäubchen und blickte von ihrem Fensterplatz ungeduldig nach der Erwarteten aus; Tante Christel hatte ihren ganzen Flor blühender Topfgewächse im Wohnzimmer aufgestellt; die alte Brigitte hatte eine Sandtorte gebacken, und die Struppigkeit des kleinen Rattenfängers erchien durch eine himmelblaue Schleife vortheilhaft gemildert. Es gab ein Umarmen und Küssen, mit glänzenden Augen und glühenden Wangen, ein lebhaftes Fragen, sich überstürzendes Antworten, lautes Lachen und dann — dann endlich ein hilfloses, herzbrechendes Ausweinen am Herzen der alten Frau. Aber kein Aussprechen, nicht heute und nicht später, — niemand hat erfahren, was Annemarie auf der staubigen Straße draußen in der Welt begegnet war.

Tante Grete wurde von den beiden Frauen im Rosenlöchl arg in's Verhör genommen. Sie wußte nichts, als daß das Kind gefiebert und umworden, frühlich und guter Dinge gewesen war. Aber das Tanzen schien ihr zuletzt nicht gut bekommen zu sein.

„Sie wird sich schon bald erholen bei Euch, und im nächsten Jahr kommt sie wieder —“

„Die kommt nicht wieder!“ sagte die Großmama und Tante Christel schüttelte energisch den Kopf dazu.

Und diesmal behielten die beiden Frauen Recht.

Nachdruck verboten.

## Die Killarney-Seen und ihre Sagen.

Von Marie Drm.

I.

och erhebt Mangerton, der Riese, sein mächtiges Haupt und blickt, bald heiteren Antlitzes, bald mit unwirklicher Stirne, auf die zahlreichen Brüder herab, die sich wie unter seinem Schutze um die drei Seen gruppieren und, mit Wasser, Luft und Waldesgrün vereint, die herrliche Scenerie bilden, die Killarney, die Perle der Landschaften Irlands, berühmt gemacht hat.

Die frische Natur hat ihren eigenen Charakter, einen undefinirbaren Reiz, der Dich gefangen nimmt im ersten Augenblicke des Sehens. Du gibst Dich willenlos dem lieblichen Zauber hin, ohne Dir Rechenschaft über den Grund dieser unwiderstehlichen Wirkung abzulegen. — Fast ist es, als wehe der Dem der Feenwelt, die, alten — freilich sehr alten — Nachrichten zufolge, hier mit Vorliebe ihr Wesen getrieben, noch durch Berg und Thal. All' die Reize, an denen wir uns heute erfreuen, seien, so heißt es, zurückgelassene Geschenke ihrer, ach, viel zu früh entschwindenden Nacht.

Als nämlich die Feen, die eine Zeitlang ziemlich unumschränkt über die Erde geherrscht zu haben scheinen, aus ihnen allein bekannten Gründen von ihr sich zurückzogen, hinterließ eine der guten Damen ihrem Lieblingssthal als Abschiedsgeschenk eine herrliche, wasserreiche Quelle. Wohlgeremkt, die Killarney-Seen waren damals noch gar nicht da, an ihrer Stelle lagte ein fruchtbares Thal dem Himmel entgegen, bewohnt von einem harmlosen, glücklichen Völkchen, über das ein gerechter Fürst — O'Donoghue, der vorgefährliche Vorfahre der später geschichtlichen Fürstnfamilie dieses Namens, deren Häupter sich stets im Guten oder Bösen hervorzuthun pfliegen, — in Milde und Weisheit herrschte.

Das Einzige, was diesem Eden fehlte, war Wasser, und so dem Mangel half das Geschenk der gütigen Fee ab. Ein Quell, der so mächtig sprudelte, daß er auf einem sehr hohen Berge, in einem sehr tiefen Brunnen gefangen gehalten und von einem sehr schweren Stein am Überfluthen verhindert werden mußte. „Wehe,“ rief die Abschied nehmende Fee ihrem geliebten Völkchen zu, „wehe, wenn je ein Morgen-Sonnenstrahl das schlummernde Wasser küßt — es wird, überquellend, Euch und Euere Heimstätten verschlingen!“

Jahrelang erfreuten sich die dankbaren Thalbewohner des

Geschenk. Der Warnung eingedenk, verschlossen sie nach jedesmaligem abendlichen Wasser schöpfen sorgfältig die Oeffnung des Brunnens mit dem großen, großen Stein, auf daß ja nicht die Sonne die gefährlichen Fluthen wecke!

Eines Abends jedoch — wehe, wehe! — vergaß ein von einem der Gegend fremden Liebeswerber behörtes Mädchen dieser Pflicht, und ehe des Morgens das Völkchen im Thal vom nächtlichen Schlummer erwachte, ereilte es sein Schicksal in den mächtig wallenden, wirbelnden Bogen des von der Sonne aus seiner Dast befreiten Wassers!

Alles, was im Thale lebte, ward von den Fluthen verschlungen; an Stelle der Felder und Dörfer, des fürstlichen Palastes mit seinen Gärten, breitete sich ein einziger, großer Wassersee aus, der, als das Wasser nach einigen Tagen sank, drei Thalbeden füllend, die Gestalt von drei mit einander verbundenen Seen annahm — der Seen von Killarney, wie wir sie heutigen Tages erblicken. Wer die Geschichte nicht glauben will, der überzeuge sich durch den Augenschein von dem Vorhandensein der drei Wasserpiegel und gestehe, ob er je etwas — Frechthafteres gesehen!

Aber das Beste kommt noch in dem Nachwort. Die gütige Fee konnte das Verderben eines so gerechten Völkchens nicht wollen; es lebt fort, und O'Donoghue, der Weise, herrscht auch unter dem Wasser nach wie vor weiter. Man möchte beinahe glauben, die kluge Frau hätte den Quellensprung in Scene gesetzt, um ihr Lieblingsvölk von der übrigen, immer schlechter werdenden Welt zu trennen und in seinem Stande der Unschuld für künftige, bessere Zeiten aufzubewahren. Wird doch, so schließt die Sage ihren Bericht mit einer Prophezeiung, an einem fernem, künftigen Tage die Sonne die unbegreiflichen Fluthen in ihre ehemaligen Schranken zurückrufen und O'Donoghue mit den Seinen für immer zu Tage kommen und dann? Nun, dann wird — wenigstens für die Grafschaft Kerry, es wäre gewagt, es der ganzen Welt versprechen zu wollen — ein goldenes Zeitalter anbrechen.

Wir aber freuen uns, daß dieser Tag noch nicht gekommen, und miethen ein Boot, um in einer Rundfahrt die vielfach wechselnde Schönheit der Seen und ihrer Umgebung zum so und sovielten Male auf unser Gemüth einwirken zu lassen.

Schade, daß wir noch um eine ganze Winterlänge vom ersten Maimorgen getrennt sind, an dem es uns (wenn wir nämlich recht gut und fromm sind, was anzunehmen ist) vielleicht gestattet wäre, die persönliche Bekanntschaft O'Donoghue's zu machen. Der edle Fürst langweilt sich wohl in seiner unterseeischen Gast, und um einigermaßen in Fühlung mit der Oberwelt zu bleiben, reitet er an jedem ersten Maimorgen vor Sonnenaufgang auf einem schneeweißen Rosse, von zahlreichem, glänzendem Gefolge begleitet, über die Wasser.

„For whom tho last April sun grows dim — The naiads prepare his steed for him — Who dwells, bright lako! in theo.“

Heil dem Menschenkinde, dessen Auge dem Zuge begegnet, — Glück folgt ihm fürderhin auf allen seinen Wegen!

Wenn wir von einer Rundfahrt sprechen, so meinen wir damit nicht, daß wir in der That die etlichen dreißig englischen Meilen des ganzen Umfangs der drei Seen befahren wollen; wir hätten unser Vorhaben daher richtiger als eine Kreuz- und Quersfahrt bezeichnen sollen, unternommen zum Zwecke des Besuchs einzelner interessanter Punkte. Alles in diesen engen Grenzen aufgespeicherte Schöne auch nur flüchtig in Augenschein zu nehmen, überschreite weit die Grenzen eines Tages. Man wird bei einem selbst wochenlangen Aufenthalt in dieser Gegend die Fülle des Sehenswerthen nicht erschöpfen.

Immer und immer wieder wird der Naturliebhaber den Seen von Killarney und ihrer Umgebung neue interessante Seiten abgewinnen. Täglich dringt er tiefer in die Geheimnisse dieser eigenartigen Natur ein, und was sich seinem Verstande entzogen, das offenbart sich seinem Herzen. Die Poesie des Landes, die dem Schoße, dem sie entsprossen, ihre Eigenart entlehnt, kommt ihm zu Hülf. Den nationalen Weisen lauschend, lernt er die Sprache des tosenden Wasserfalls verstehen; das vielstönige Echo verräth ihm das Geheimniß der Felsenklüfte, während der träumerisch plätschernde See Sage um Sage, Legende um Legende, Bild um Bild vor seinem inneren Bilde entrollt, und das gedämpfte Brausen des unfernen Meeres, von kräftigen Salzkräften über die Berge getragen, ihm, unter Zustimmung des rauschenden Waldes, seine ewige Botschaft verkündet.

Die drei Killarney-Seen sind eigentlich ein einziger, von denselben Wassermaßen gebildeter See, dessen bergige Ufer sich an zwei Stellen derart gegen einander drängen, daß nur ein schmaler Wasserstreifen sich zwischen ihnen hindurch windet und drei gesonderte Wasserbeden zu Tage treten. Der Umstand, daß jeder der Seen in Gestalt und Umgebung seinen eigenen, bestimmt ausgeprägten Charakter trägt, erhöht noch die Illusion.

Der nördlichste der Spiegel, Lower Lake — unterer See — oder Loch Leane — bietet dem Auge, das einen weiten Gesichtskreis liebt, den Anblick einer ausgedehnten Wasserfläche, der von den vielen, meistens in reichliches Immergrün gekleideten, wie Bouquets hingefreuten Inseln nicht beeinträchtigt wird; die zwei anderen sind weit kleiner.

\*) „Denn wenn die letzte Aprilsonne dunkelt, säumen die Seejungfrauen sein Ros für ihn, der in dir, leuchtender See, wohnt.“

Nachdruck verboten.

## Marie Antoinette.

Zum hundertjährigen Gedenktage ihres Todes.

Von Georg Malkowsky.

Mit fünf Portraits. — Siehe Seite 160.

Es giebt Lichtgestalten in der Geschichte der Völker, mit denen der Historiker nichts anzufangen weiß, weil sie, bei Lebzeiten von Haß und Liebe gleich heiß umwoigt, für die Nachwelt von dem Glorien-Schein des Märtyrertums umwoben bleiben. Es sind das leidende Figuren, an denen der Forscher ohne besonderes Interesse vorübergeht, die Thatfachen und ihre kräftigeren Triebfedern überschägend. Der Poet verweilt gerne bei ihnen, weil sich das Gewirr der Geschehnisse in ihrem Gesichte ruhiger und klarer spiegelt. Sie sind des Künstlers

Lieblinge, denn leidverklärt ersparen sie ihm die Mühe des Idealsirens.

Eine Ergänzung der Geschichte Marie Antoinettes aus den gleichzeitigen Memoiren-Werken ist ein vergebliches Unterfangen, maßloser Haß oder grenzenlose Liebe führte die Feder ihrer Zeitgenossen. Aufrechter sind der Zeichner und der Pinsel des Künstlers, und wenn wir uns heute, am Todestage der unglücklichen Königin, seiner Führung anvertrauen, gelingt es vielleicht, den Schatten Marie Antoinettes statt mit der traditionellen Glorie mit einem Schein wirklichen Lebens zu umkleiden.

Der Kupferstich des Engländers Hopwood (1) kennzeichnet sich selbst als eine nachträgliche Reconstruction der älteren Erscheinung einer Fürstin, die zur Zeit der bourbonischen Restauration neues Interesse gewonnen hatte und wohl geeignet erschien, einem Kalender als Titelbild zu dienen. Es handelt sich hier um ein Ideal-Portrait, das sich an die überlieferten Gesichtszüge anlehnt, im übrigen aber selbst der Kostüm-Treue entbehrt.

Glaubwürdigeren Aufschluß über Erscheinung und Wesen Marie Antoinettes geben die beiden Portraits des Italieners Siccardi (2 u. 3). Sie sind Marksteine in der Entwicklung der Frau und der Fürstin. Der Einzug der Tochter Maria Theresias in das Land, dessen Königin sie einst werden sollte, stand unter keinem Glück verheißenden Stern. Bei der Einsegnung ihrer Ehe mit dem Dauphin ging ein heftiges Gewitter nieder, und bei dem Feuerwert, das den Schluß der Vermählungs-Feierlichkeiten bildete, wurden über hundert Menschen im Gebränge erdrückt und mehr als tausend verwundet. „Ich kann nicht mehr schlafen,“ schrieb die junge Frau an ihre Mutter, „immer habe ich diese Menge von Opfern vor Augen, wozu wir der Anlaß gewesen sind. Der König und die ganze königliche Familie verdoppeln ihre Güte gegen mich, aber ich bin untröstlich.“ Es schien übrigens, als wären die übeln Vorzeichen bedeutungslos gewesen. Die Pariser bewunderten sich förmlich an der blonden Schönheit ihrer zukünftigen Fürstin, und der alte Herzog von Brissac konnte, auf die schaulustige Menge hinweisend, die sich im Tuilerien-Garten drängte, ausrufen: „Madame, Sie sehen hier zweihunderttausend Verliebte.“ Nur der Gatte schien den Geschmach seines Volkes nicht zu theilen, aber was sich als kalte Unempfindlichkeit gab, war nichts als angeborene und anerzogene Schüchternheit.

Inbessen kam man der anmuthigen Habsburgerin am Hofe Ludwigs XV. mit großer Liebeshuld entgegen, und Marie Antoinette war über die dort herrschenden Zustände genügend durch ihren Lehrer, den Abbé von Vermon, unterrichtet, um jeden Anstoß zu vermeiden. „Der König erweist mir tausend Freundlichkeiten,“ schrieb sie, „und ich liebe ihn zärtlich, aber die Schwäche, die er für Madame Dubarry hat, ist zum Mitleid haben; sie ist das einfüßige und freche Geschöpf, das sich denken läßt. Sie hat jeden Abend mit uns in Marly gespielt, sie kam zwei Mal mir zur Seite, aber sie hat nicht mit mir gesprochen, und ich habe mich nicht gerade bemüht, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen; doch wenn es nicht anders möglich war, habe ich gleichwohl mit ihr gesprochen.“ Die endlich errungene Liebe des Gatten half dann der jungen Fürstin über manche Unzuträglichkeit des Hoflebens fort, und ihr mädchenhafter Frohsinn fand in Versailles so viele Bewunderer, daß Maria Theresia ihr am 1. November 1770 eine kleine Warnung zukommen ließ: „Ich bitte Sie als Freundin und zärtliche Mutter, die aus Erfahrung spricht, lassen Sie sich keine Nonchalance zu Schulden kommen, sei es hinsichtlich Ihres Aeußeren, sei es hinsichtlich der Repräsentation. Sie werden es bereuen, aber zu spät, meine Rathschläge vernachlässigt zu haben.“

Am 10. Mai 1774 starb Ludwig XV., und Ludwig und Marie Antoinette sanken in die Knie und beteten: „Leite und beschütze uns, Gott! Wir sind zu jung, um zu regieren!“ Eine der ersten Regierungs-Handlungen Ludwigs XVI. war die Schenkung von Klein-Trianon an seine Gemahlin. Marie Antoinette war mit ihren 18½ Jahren ein Kind und betrachtete das reizende Geschenk als ein Spielzeug. Sie ließ sich den Garten à l'anglaise einrichten, den Fußboden des Schloßchens mit Strohmatten belegen, den Rasen mit Waldblumen bespflanzen und lebte sich, vom leidigen Etikette-Zwang befreit, in eine Art Schäfer-Idyll hinein, für das die Zeit zu ernst war. Was man der Dauphine zu gute gehalten hatte, verdachte man der Königin. Man fing an, die für ihr Lieblingsplätzchen aufgewendeten Summen als Verschwendung zu bezeichnen und hinter harmlosem Getändel frivole Gesalbnacht zu argwöhnen. Maria Theresia hatte nur zu Recht gehabt mit ihrer Warnung.

Am Schlusse dieses Abschnittes im Leben der Königin steht das der Zeit nach frühere Portrait Siccardi's (2). Es stellt Marie Antoinette in dem Kostüm dar, das sie in Klein-Trianon zu tragen liebte. Im leichten Strohhut, die zarte Gestalt von duftigem Musselin umflossen, schritt sie lachend und plaudernd, von wenigen Hofdamen begleitet, über die Kieswege ihres Tauselums und vergaß die Königin über der lebenslustigen, unterhaltungsbedürftigen Frau. In den schönen, ausdrucksvollen blauen Augen leuchtete jene leicht erregte Empfindung, die sie einst zu Herrn von Ségur sagen ließ: „Ich mag nicht, daß jemand unzufrieden von mir geht.“ Hinter der breiten, freien Stirn liegt mehr Offenheit, als kluge Berechnung, und um den fein geschnittenen Mund spielt anmuthige Laune, die reizt, ohne zu verletzen. Die ganze zierliche Gestalt umweht mädchenhafte Grazie. Die Hände und Füße der Königin, besonders aber ihr leicht schwebender Gang erregten selbst die Bewunderung der verwöhnten Franzosen.

Das zweite Portrait Siccardi's (3) verkörpert die Heldin der bekannten Halsbands-Geschichte. — Die Stimmung des Volkes war umgeschlagen, und Marie Antoinette ist hierbei nicht von Schuld freizusprechen. Ihr lebhaftes Naturell hatte Geschmach gefunden an den Vergnügungen des Hofes, sie trat bei Liebhaber-Vorstellungen als Kammermädchen auf und besuchte, schlecht verkleidet, die öffentlichen Maskenbälle in Paris. Am 1. October 1776 schrieb ihr Maria Theresia: „Sie geben sehr leicht über die Anspannung hinweg und wollen nicht daran erinnert sein. Eine Souveränin erniedrigt sich, wenn sie sich so schmückt, und noch mehr, wenn sie dies bis zu so beträchtlichen Summen treibt und zu welcher Zeit! Ich sehe nur zu sehr diesen Geist der Zerstreung; ich kann nicht schweigen, denn ich liebe Sie zu Ihrem Besten, nicht, um Ihnen zu schmeicheln. Verlieren Sie nicht durch Leichtfertigkeiten den Credit, welchen Sie sich anfangs erworben haben! Man weiß, daß der König sehr nützig und besonnen ist; also wird der Fehler an Ihnen hängen bleiben. Ich wünsche nicht, einen solchen Wechsel zu überleben.“



1. Nach einem Kupferstiche von Heywood.

zethlich, auf's neue sich preiszugeben und nachts nach Paris zu gehen, den König allein lassend." 1780 starb Maria Theresia, und die junge Königin hatte ihre treueste und klügste Beraterin verloren. Die Unschuld Marie Antoinettes in der unseligen Halsband-Geschichte wurde auf das Glänzendste erwiesen, aber das Volk hatte schon kein Interesse mehr an der Rechtfertigung der Königin und begleitete den wider den Willen des Hofes freigesprochenen Kardinal Rohan im Triumphe nach seinem Palaste. Der betrogene Ged wurde zum Märtyrer, und als man erfuhr, daß der Hof ein Pamphlet der nach England entkommenen Gräfin Lamotte für eine große Summe gekauft hatte, hielt man es für gut, trotz der sorgsam geführten Untersuchung an die Schuld der Königin zu glauben. In dem um diese Zeit gemalten Portrait Siccardi's ist das mädchenhaft Parte aus den Hügen der Königin verschwunden. Das längliche Oval des Gesichtsumrisses hat sich gerundet, das unbestimmt Seelenvolle des Auges hat einem festen selbstbewußten Blicke Platz gemacht, und in den leicht aufwärts gezogenen Mundwinkeln macht sich statt der anmuthigen Schalkhaftigkeit Neigung zu spöttelnder Kofetterie bemerkbar.



3. Nach einer Miniatur von Siccardi.



2. Nach einem Portrait von Siccardi.



5. Nach einer Zeichnung von Favre Duffre. Fünf Portraits von Marie Antoinette. Siehe Seite 159.



4. Nach einer Zeichnung von Bernard.

Zwei Jahre später wiederholen sich diese mütterlichen Vermahnungen: „Die Bälle in Versailles sind schidlich, und man darf sich da wohl zerstreuen, aber die in der Oper sind es durchaus nicht. Sie haben schon im vergangenen Jahre die Unschuldlichkeit begangen, diese zu besuchen, was mir den größten Kummer verursacht hat; aber in diesem Jahre, wo wir so große Hoffnungen für Frankreich hegen, wäre es unver-

Die im Anfang der achtziger Jahre von Bernard, dem Schreiblehrer Marie Antoinettes, angefertigte Federzeichnung (4) giebt das Bild des voll ausgeblühten Weibes, der Königin im stolzen Bewußtsein ihrer Schönheit. So mag sie, beinahe ein volles Jahrzehnt später, noch Mirabeau bezaubert haben, als er ihr mit dem Ausruf: „Madame, die Monarchie ist gerettet!“ die Hand küßte und an einen Freund schrieb: „Die Königin ist der einzige Mann, den der König um sich hat.“ So mag sie, den Dauphin auf dem Arm, auf dem unglücklichen Bankett erschienen sein, das die Leibgarden dem Regiment von Blandern in Versailles gaben. Die Damen des Hofes vertheilten weiße Kofarden, und die betrunkenen Helden sangen mit heiserer Stimme: „O Richard, o mon roi, l'univers t'abandonne.“ — Die Königin liebte die thurm hohen Frisuren, und während die Frauen von Paris ihr zum Hohn eine Haartour collier de la reine und à la Cagliostro trugen und einen chapeau couleur du cardinal sur la paille erfanden, ließ sie sich von dem Coiffeur Larceneur das Haar in gewaltigen Pufflocken arrangiren, aus deren Höhlungen die Portraits ihrer fünf Kinder hervorklugten.

Die Zeichnung von Favre Duffre (5) zeigt die Königin im Kostüm der Flucht nach Varennes. So wurde sie von dem wüthenden Pöbel mit ihrer Familie nach Paris zurückgeführt, mit der Parole: „Wer die Königin verhöhnt, wird geprügelt,

wer sie grüßt, wird gehängt.“ Der einfache Keisehut à la Chinoise beschattete das glanzlos gewordene, von thränen-schweren Lidern bedeckte Auge, und das streng umrissene Profil zeugt von jenem Tadelmuth, der noch so viel Gelegenheit zur Bethätigung finden sollte.

Marie Antoinettes Lebens- und Leidensgeschichte, der am 16. October 1793 auf dem Schafott das blutige Schlußkapitel geschrieben ward, ist ein Drama, das nur in seiner allmältigen Entwicklung verstanden wird. Die äußeren Ereignisse sind leicht zu überblicken und allgemein bekannt, aus unseren fünf Portraits aber mag sich mosaikartig das Bild einer Fürstin zusammensetzen, die zu sehr Weib war, um ganz Königin sein zu können.

Nachdruck verboten.

### Rosen und Trauben.

Zu dem Bilde von Catharina Klein, Seite 157.

Vor etwas mehr als drei Jahren fielen auf der Ausstellung des Vereins der Berliner Künstlerinnen drei neben einander hängende Aquarelle sofort auf, die sämtlich den erfreulichen Vermerk „Verkauft“ trugen.

Eines davon war in den Besitz des Kaisers, das andere in den eines unserer berühmtesten Portrait-Maler übergegangen, das letzte Eigenthum einer kunstsinigen Dame geworden. Der Name der noch jugendlichen Malerin der drei Bilder, Catharina Klein, die hiermit zum ersten Male ausstellte, war im größeren Publicum fast unbekannt.

Fräulein Klein hatte es bisher verdammt, an die Oeffentlichkeit zu treten, aber der große Erfolg, der diesen reifen ersten Leistungen zu theil wurde, belohnte ihre bisherige Zurückhaltung. Von nun an nahmen ihre Blumenstücke auf den bedeutenderen deutschen Ausstellungen, wie theilweise auf denen des Auslandes — auch in der Frauen-Abtheilung in Chicago befand sich ein Bild — einen berechtigten Platz ein. Allen ihren Schöpfungen ist ein feiner Reiz eigen; dieser beruht zum Theil in der besonderen Technik, einer Zusammenziehung von Aquarell und Gouache-Malerei, welche die Malerin, ohne an irgend ein Vorbild sich anzulehnen, als ihre eigene Erfindung für sich in Anspruch nehmen darf, zum Theil in dem grazidösen Arrangement, der wirkungsvollen Vertheilung von Licht und Schatten, der überaus feinen Zusammenstimmung der verschiedensten Farbentöne. Die Künstlerin geht nicht auf eine möglichst getreue Wiedergabe der Natur, sondern auf eine idealisirte Naturwahrheit aus. Sie erlaubt es sich deshalb auch, zu Gunsten der malerischen Wirkung die natürlichen Farben etwas zu modificiren, z. B. ein allzu grelles Grün abzumildern oder in's Grüngrau zu tönen, andere Effecte wiederum zu steigern, und bei scheinbar skizzenhafter Behandlung von Einzelheiten arbeitet sie dennoch die charakteristischen Merkmale auf's schärfste heraus.

Die Blumen sind in ihrer vollen Pracht und Frische, ihrer anmuthigen Beweglichkeit, mit ihrem Duft könnte man fast sagen, und mit der umgebenden Luft gemalt. Durch die eigene Manier, den Hintergrund stark zu tönen, erscheinen sie von ihm losgelöst und durchaus körperlich.

Die verschiedensten Blumen hat die Künstlerin so mit ihrem Pinsel nachgebildet, vor allem ist es aber doch die Rose in den mannigfachen Arten, die sie sich als Studien-Object gewählt hat und immer neu zu gestalten weiß. Ihre Rosen nebst Trauben haben wir deshalb auch für die Reproduktion gewählt, da sie, soweit es der Holzschnitt erlaubt, das Besondere von Catharina Klein's Kunstschaffen erkennen lassen. Die Rosen, prächtige Exemplare, zeigen die zarte Durchsichtigkeit der Natur; durch die großbeerigen, tiefdunkeln Trauben, mit denen sie zusammengefaßt sind, erhalten sie die wirksame Hölle. Auf dem Weinland glaubt man das wechselnde Spiel von Licht und Schatten bemerken zu können. Originell wirkt das Arrangement, das ohne Abschluß sich über den ganzen gegebenen Raum erstreckt und ihn ungezwungen füllt.

C. E.

## Redactions-Post.

**Laura und Loreley, Schlesien.** — Wodan führte, wie Dr. Widmann in Berlin erklärt, wegen des Getrübes, mit dem sein wildes Heer über die Länder zog, den Namen der Lorey, abgeleitet von dem alten deutschen Worte loren gleich heulen, schreien, wie seiner Gattin Bertha oder Holla aus dem gleichen Grunde der echt deutsche, erst in das Lateinische übertragene Name Laura zukommt. Da nun Wodan zum Könige der Zwerge wird, die klagen und jammernd durch die Lande ziehen, gewinnt man eine Erklärung für den Namen der Loreley als des Berges, in dem die Zwerge loren, womit die Bauern der betreffenden Rheingegend das Echo bezeichnen, während sie von einer Göttin Laura oder Lora nichts wissen.

**L. G. G., Osnabrück.** — Ueber die Influenza wird schon im Januar 1817 aus St. Helena von einem der Napoleon I. zugewiesenen Beamten berichtet: „Die Sterblichkeit ist hier leider seit einiger Zeit sehr groß. Die Entzündungen kommen sehr häufig vor und sind kritisch. In vier Tagen ist man entweder todt oder außer Gefahr. Man nennt die Krankheit „Influenza“. Sie ist durch die Trüdenheit verursacht und herrscht seit einigen Monaten.“

**Frau Cole v. B., Reichenberg.** — Gewiß ist das Fußball-Spiel keineswegs gefahrlos, namentlich nicht unter rohen und bezüßmähigen Spielern. Nach einer zuverlässigen Statistik der letzten drei Jahre starben in England nachweislich an den während des Spieles erlittenen Verletzungen nicht weniger als 71 blühende Jünglinge. Es waren ferner zu verzeichnen: 121 Beinbrüche, 33 Armbrüche, 64 Schlüsselbein-Brüche, 158 andere Verletzungen, sodas die Gesamtzahl der Verletzten und Verletzten 487 betrug. Als Todesursachen werden in den meisten Fällen „Führtritte in den Unterleib, in die Magenruhe, gegen das Rückgrat oder gegen den Kopf“ angegeben. Nichtsdestoweniger finden wir das Spiel unter der Beachtung guter Rufficht für gesunde Knaben ganz empfehlenswerth. Ist diese vorhanden, können Sie Ihren Sohn sich wohl unbesorgt an dem Club betheiligen lassen.

**Frau Dr. R., Eins.** — Die gebildete Amerikanerin raucht ebensowenig öffentlich wie die Deutsche. Sonst kann ja „eine Cigarette in Ehren niemand verwehren“, allein es sind nicht nur die vorurtheilsvollen Männer, denen, wie Sie meinen, das Rauchen der Frauen stets mehr oder weniger unympathisch ist, sondern gerade die feinstfüßigen, welche die Frau vor allem hoch stellen.